

Persönlichkeit in Alltag, Wissenschaft und Praxis

- 1.1 **Alltagsverständnis der Persönlichkeit – 2**
- 1.2 **Wissenschaftliche Persönlichkeitskonzepte – 5**
 - 1.2.1 Wissenschaftsparadigmen – 5
 - 1.2.2 Das psychoanalytische Paradigma – 8
 - 1.2.3 Empirische Persönlichkeitspsychologie – 19
- 1.3 **Anwendungen der Persönlichkeitspsychologie – 20**

Wer sich mit der Psychologie als Wissenschaft beschäftigt, tut dies immer vor dem Hintergrund der Alltagspsychologie – der von den meisten Mitgliedern einer Kultur geteilten Annahmen über das Erleben und Verhalten von Menschen. Wir alle nehmen das Verhalten anderer Menschen und unser eigenes Erleben und Verhalten durch die Brille der Alltagspsychologie wahr. Dazu gehören auch Vorstellungen darüber, was die Persönlichkeit eines Menschen ausmacht und wie sie zu erklären ist. Wissenschaftliche Persönlichkeitskonzepte gehen über diese naiven Vorstellungen hinaus. Sie lassen sich in Paradigmen gliedern, die bestimmten wissenschaftlichen Kriterien genügen sollen. Besonders streng sind diese Anforderungen bei empirischen Wissenschaften, deren Aussagen sich anhand von Beobachtungsdaten überprüfen lassen müssen. Das psychoanalytische Persönlichkeitskonzept beispielsweise ist zwar ein wissenschaftliches Paradigma, genügt aber nicht den strengen Anforderungen an eine empirische Persönlichkeitspsychologie, deren Methoden, Ergebnisse und Anwendungen in der Praxis in diesem Lehrbuch dargestellt werden.

Lernziele

- Verwendung von Persönlichkeitseigenschaften im Alltag besser verstehen,
- Unterschiede zwischen dem Alltagsbegriff der Persönlichkeit und wissenschaftlichen Konzepten der Persönlichkeit benennen können,
- psychoanalytische Persönlichkeitskonzepte aus Sicht der empirischen Psychologie beurteilen können sowie
- einen ersten Überblick über Anwendungsmöglichkeiten der Persönlichkeitspsychologie in der beruflichen Praxis gewinnen.

1.1 Alltagsverständnis der Persönlichkeit

Menschen unterscheiden sich in ihrer körperlichen Erscheinung. Schon in den ersten Sekunden der Begegnung mit Fremden bilden wir uns ganz automatisch einen ersten Eindruck von ihnen – groß oder klein, schön oder hässlich. Ganz entsprechend bilden wir uns auch schon einen ersten Eindruck über ihre charakteristischen Regelmäßigkeiten im Verhalten: regelmäßig mehr oder weniger freundlich, vertrauenswürdig, intelligent, gesellig, ängstlich. So machen wir uns sehr schnell ein erstes Bild von ihrer Persönlichkeit: von ihren individuellen Besonderheiten im körperlichen Erscheinungsbild und im Verhalten.

Im weiteren Verlauf des Kennenlernens verfeinern wir diesen ersten Eindruck immer mehr, korrigieren ihn, ergänzen ihn. So merken wir beispielsweise, dass jemand in ganz bestimmten Situationen auffällig unsicher reagiert, obwohl er insgesamt eher selbstbewusst ist. Gleichzeitig beginnen wir, uns auch ein Bild von weniger offensichtli-

chen Eigenschaften zu machen: von Überzeugungen und Vorurteilen, wunden Punkten, geheimen Wünschen und Ängsten. Wir schließen dabei von beobachtbaren Verhaltenstendenzen unserer Mitmenschen auf Tendenzen in ihrem Erleben. So versuchen wir, hinter die Maske der Selbstdarstellung auf der Bühne des sozialen Lebens zu blicken. Es entsteht ein Bild der Persönlichkeit eines Menschen, das seine Individualität in körperlicher Erscheinung, Verhalten und Erleben beschreibt.

- **Unter der Persönlichkeit eines Menschen wird die Gesamtheit seiner Persönlichkeitseigenschaften verstanden: die individuellen Besonderheiten in der körperlichen Erscheinung und in Regelmäßigkeiten des Verhaltens und Erlebens.**

Das ist für die Orientierung im Alltag ebenso wichtig wie für den Umgang mit Mitarbeitern in der beruflichen Praxis: „Würde die Aufnahme dieses hochattraktiven Mannes in das ansonsten rein weibliche Team zu Konflikten führen?“ „Kann ich ihr vertrauen?“ „Wird er das verstehen oder muss ich ihm das ausführlicher erklären?“ „Ich weiß, dass sie da besonders empfindlich reagiert, und werde es ihr deshalb möglichst schonend beibringen.“ „So wie dieser Kunde da ankommt, biete ich ihm lieber unser Öko-Modell an, der Preis alleine zieht bei dem sicher nicht.“

- **Ein gutes Verständnis der Persönlichkeit anderer ist wichtig für die Orientierung im Alltag und die berufliche Praxis.**

Hierbei nutzen wir – Nichtpsychologen und Psychologen – unsere Alltagspsychologie, die auf kulturell tradierten Überzeugungen beruht und die wir tagtäglich zur Beschreibung, Erklärung und Vorhersage des Erlebens und Verhaltens von Mitmenschen und von uns selbst anwenden.

Im Vergleich zu unserem Alltagswissen über Physik – unsere Alltagsphysik – erscheint die Alltagspsychologie sowohl besonders differenziert als auch emotional besetzt; sie enthält nicht nur Meinungen, die wir schnell ändern könnten, sondern viele tiefsitzende Überzeugungen, die aufzugeben uns äußerst schwerfällt. Das liegt wohl vor allem daran, dass wir uns selbst kompetenter für psychologische Fragen fühlen als für physikalische Probleme. Wir sind gewohnt, die Lösung alltagsrelevanter physikalischer Probleme an Experten – Physiker und Ingenieure – zu delegieren, denen wir aufgrund der unbestreitbaren praktischen Erfolge der Physik nahezu unbegrenztes Vertrauen schenken. Von der Psychologie, die bisher keine so durchschlagenden praktischen Erfolge wie die Physik aufweisen kann, erwarten wir vergleichsweise weniger. Entsprechend skeptisch stehen wir psychologischen Erkenntnissen und psychologischen Experten gegenüber.

Beispiele für naiv-prozesstheoretische Erklärungen sind: „Warum verlässt X sein Bürozimmer? – Um Zigaretten zu holen“, „Warum fiel X durch die Prüfung? – Sie hatte einen emotionalen Block“. Beispiele für naiv-dispositionstheoretische Erklärungen desselben Verhaltens von X in denselben Situationen sind: „Warum verlässt X gerade sein Bürozimmer? – Weil er immer um diese Zeit geht“, „Warum fiel X durch die Prüfung? – Weil sie prüfungsängstlich ist“. Diese Beispiele zeigen, dass dasselbe Verhalten alltagspsychologisch sowohl auf Prozesse als auch auf Dispositionen zurückgeführt werden kann. Diese beiden Erklärungsmuster schließen sich nicht wechselseitig aus, sondern sind zwei mögliche, durchaus auch kombinierbare Erklärungsansätze, z. B. in: „Warum fiel X durch die Prüfung? – Weil sie prüfungsängstlich ist und deshalb einen emotionalen Block hatte“. In der Alltagspsychologie wird ohnehin angenommen, dass Dispositionen immer über eine Einwirkung auf das Prozessgeschehen das Verhalten beeinflussen (vgl. **Abb. 1.1**); oft wird dies nur nicht ausdrücklich gesagt. So ist mit „prüfungsängstlich“ die Vorstellung verbunden, dass jemand in Prüfungen besonders aufgeregt sei, was die Konzentration auf die Aufgaben behindere und dadurch zu einer Leistungsbeeinträchtigung führe.

In der naiven Prozesstheorie finden sich auf der einen Seite Akte (z. B. Wahrnehmen, Fühlen, Planen, Entscheiden) und auf der anderen Seite Inhalte, an denen sich die Akte vollziehen (z. B. Wahrnehmungsinhalte, Gefühle, Denkinhalte). Dispositionen werden in der Alltagspsychologie eingesetzt, um zu erklären, warum jemand bestimmte Akte vollzieht oder woher bestimmte aktuelle Inhalte stammen. Neben Dispositionen werden im Alltag auch leicht beobachtbare körperliche Merkmale zur Charakterisierung der Persönlichkeit herangezogen, z. B. Gesichtsform, Größe, Schlankheit.

Die einzelnen Dispositionen eines Menschen stehen nach alltagspsychologischer Auffassung nicht zusammenhanglos nebeneinander, sondern sind horizontal und vertikal verknüpft. Ihre horizontale Verknüpfung kommt durch den Glauben zustande, dass bestimmte Dispositionen gekoppelt auftreten. Zum Beispiel wird angenommen, dass schöne Menschen eher intelligent sind: Zeigt man Beurteilern Porträtaufnahmen von Menschen, die sich deutlich in der Schönheit des Gesichts unterscheiden, werden die Schönen für intelligenter gehalten. Das ist ein reines Vorurteil, weil die so beurteilte Schönheit nicht mit der Leistung in Intelligenztests übereinstimmt. Andere Annahmen über horizontale Koppelungen sind realistischer, z. B. dass eine rechte politische Einstellung eher mit Ausländerfeindlichkeit verknüpft ist als eine linke politische Einstellung.

➤ **Dispositionen können durch gleichzeitiges Auftreten horizontal verknüpft sein.**

Die vertikale Koppelung von Dispositionen kommt durch den Glauben zustande, dass bestimmte Dispositionen Spezialfälle umfassenderer Dispositionen sind, also ihnen untergeordnet sind. Zum Beispiel wird angenommen, dass Prüfungsängstlichkeit, Ängstlichkeit beim Blutabnehmen und Ängstlichkeit beim Sprechen vor großen Gruppen zusammenhängen, weil sie Spezialfälle der übergeordneten Eigenschaft „Ängstlichkeit“ sind. Das ist nur z. T. richtig, weil Ängstlichkeit beim Blutabnehmen nicht mit Prüfungsängstlichkeit und Ängstlichkeit beim Sprechen vor großen Gruppen zusammenhängt, während die beiden letzteren Ängstlichkeitsformen tatsächlich eng verknüpft sind.

➤ **Dispositionen können durch Über- bzw. Unterordnung vertikal verknüpft sein.**

Nach alltagspsychologischer Meinung kommen die körperlichen Persönlichkeitseigenschaften durch Vererbung und Dispositionen zustande (z. B. Lachfältchen durch Freundlichkeit), die Verhaltensdispositionen wiederum durch zwei völlig unabhängige Prozesse: Vererbung und Lernen. Dabei wird angenommen, dass vererbte Dispositionen besonders änderungsresistent sind („dumm bleibt dumm, da helfen keine Pillen“). Ansonsten werden Dispositionen nach alltagspsychologischer Auffassung durch direkte Auseinandersetzung mit der Umwelt oder durch Instruktion erlernt. In späteren Kapiteln werden wir sehen, dass auch diese Annahmen nur teilweise richtig sind.

➤ **Alltagspsychologisch gesehen kommen körperliche Persönlichkeitsmerkmale durch Vererbung und Dispositionen zustande, Verhaltensdispositionen dagegen durch Vererbung und Lernen.**

Wir nutzen also in unserem alltäglichen Umgang mit anderen eine komplexe, kulturell tradierte Wissensstruktur, die wir ähnlich wie die Grammatik unserer Muttersprache intuitiv anwenden und die detaillierte Vorstellungen darüber enthält, wie Verhaltensregelmäßigkeiten zustande kommen. Diese Wissensstruktur erleichtert uns den Umgang mit anderen enorm. Könnten wir nämlich deren Persönlichkeit gar nicht einschätzen, wäre unsere Flexibilität im Verhalten stark eingeschränkt. Das Einzige, was uns bliebe, wären Verhaltenskonventionen, nach denen wir uns jedem gegenüber gleich verhalten müssten, ohne dessen Individualität zu berücksichtigen. Das würde unsere Einflussmöglichkeiten auf andere schmälern. Die Alltagspsychologie der Persönlichkeit erlaubt es, uns auf die individuellen Besonderheiten anderer einzustellen und unseren Nutzen – oder einen gemeinsamen Nutzen – daraus zu ziehen. Das vermittelt auch ein Gefühl der Sicherheit: Wir glauben zu wissen, wer der andere ist.

■ **Tab. 1.1** Kriterien für Paradigmen der (empirischen) Wissenschaften

Kriterium	Erläuterung
Allgemeine Kriterien	
1. Explizitheit	Die Begriffe und Aussagen des Paradigmas sollen explizit dargelegt sein.
2. Widerspruchsfreiheit	Die Aussagen sollen sich nicht widersprechen.
3. Vollständigkeit	Die Aussagen sollen alle bekannten Phänomene des Gegenstandsbereichs des Paradigmas erklären.
4. Sparsamkeit	Das Paradigma soll mit möglichst wenigen Grundbegriffen auskommen.
5. Produktivität	Das Paradigma soll neue Fragestellungen erzeugen und dadurch die Forschung voranbringen.
6. Anwendbarkeit	Das Paradigma soll sich praktisch anwenden lassen.
Zusatzkriterien für empirische Wissenschaften	
7. Empirische Verankerung	Die Begriffe des Paradigmas sollen sich direkt oder indirekt auf Beobachtungsdaten beziehen.
8. Empirische Prüfbarkeit	Die Aussagen des Paradigmas sollen sich anhand von Beobachtungsdaten überprüfen lassen.

1.2 Wissenschaftliche Persönlichkeitskonzepte

1.2.1 Wissenschaftsparadigmen

Insgesamt ist die Alltagspsychologie der Persönlichkeit also ein hochdifferenziertes, praxisnahes System von Aussagen über die menschliche Persönlichkeit. Brauchen wir in diesem Fall überhaupt noch eine wissenschaftliche Alternative? Könnten wir nicht einfach die Alltagspsychologie der Persönlichkeit ein wenig expliziter gestalten, indem wir sie schriftlich fixieren? Ist sie dann nicht bereits eine Wissenschaft? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zunächst einmal klären, was eigentlich eine wissenschaftliche Theorie ausmacht und von nichtwissenschaftlichen Erklärungssystemen unterscheidet.

Wie der Wissenschaftshistoriker Kuhn (1967) gezeigt hat, lassen sich Wissenschaften meist in mehrere Paradigmen gliedern, charakterisiert durch ein Bündel theoretischer Leitsätze, Fragestellungen und Methoden zu ihrer Beantwortung. Paradigmen überdauern längere historische Perioden in der Entwicklung einer Wissenschaft, können sich dabei verändern und auch ganz verschwinden, weil sie durch neue Paradigmen ersetzt werden. Meist koexistieren zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt mehrere, teilweise auch in Konkurrenz stehende Paradigmen.

➤ **Ein Wissenschaftsparadigma ist ein in sich einigermaßen kohärentes, von vielen Wissenschaftlern geteiltes Bündel aus theoretischen Leitsätzen, Fragestellungen und Methoden, das längere historische Perioden in der Entwicklung einer Wissenschaft überdauert.**

Aus dieser Sicht lässt sich die Frage nach der Wissenschaftstauglichkeit der Alltagspsychologie weiter präzisieren: Ließe sich eine schriftlich fixierte Alltagspsychologie der Persönlichkeit als Paradigma der Persönlichkeitspsychologie auffassen? Es gibt in der Alltagspsychologie ja Leitsätze (z. B. „Extraversion fördert den Erfolg im Außendienst“), Fragestellungen (z. B. „Ist diese Bewerberin geeignet für den Außendienst?“) und Methoden zu ihrer Beantwortung (z. B. „Wenn diese Bewerberin im Bewerbungsgespräch positiv, offen und zugewandt wirkt, ist sie extravertiert und deshalb geeignet für den Außendienst“). Genügen aber die Leitsätze und Methoden der Alltagspsychologie den Anforderungen an ein wissenschaftliches Paradigma?

Die meisten Paradigmen haben zumindest den Anspruch, den in ■ Tab. 1.1 folgenden allgemeinen Qualitätskriterien zu genügen. Darüber hinaus gibt es empirische Wissenschaften (Erfahrungswissenschaften), die auf Beobachtungsdaten aufbauen und deren Aussagen sich durch Beobachtung bestätigen oder widerlegen lassen. Diese Wissenschaften müssen zwei Zusatzkriterien erfüllen (■ Tab. 1.1).

Bewerten wir also die Alltagspsychologie der Persönlichkeit zunächst nach den allgemeinen Kriterien für ein wissenschaftliches Paradigma. Das schärft bereits unseren Blick dafür, was ein solches Paradigma überhaupt ist.

1. Explizitheit. Wissenschaftliche Begriffe sollen explizit definiert sein, damit sie von unterschiedlichen Wissenschaftlern in gleicher Weise verstanden werden. Die Grundbegriffe der Alltagspsychologie sind jedoch eher schwammig und werden von unterschiedlichen Menschen in ähnlicher, aber nicht identischer Weise verwendet. Wenn Nichtpsychologen um eine Definition eines alltagspsychologischen Begriffs gebeten werden, müssen sie sehr nachdenken, um die Bedeutung einigermaßen zutreffend zu rekonstruieren. Was bedeu-

1 tet „extravertiert“ genau? Wo ist die Grenze zwischen „stark extravertiert“ und „mittelmäßig extravertiert“? Was ist eine Persönlichkeitseigenschaft, was ist die Persönlichkeit eines Menschen?

2. **Widerspruchsfreiheit.** In der Alltagspsychologie der Persönlichkeit finden sich oft widersprüchliche Behauptungen wie z. B. „gleich und gleich gesellt sich gern“ (im Sinne von „ähnliche Persönlichkeiten gehen eher eine Beziehung ein als unähnliche“) und „Gegensätze ziehen sich an“ (im Sinne von „unähnliche Persönlichkeiten gehen eher eine Beziehung ein als ähnliche“). Ein derartig widersprüchliches Aussagensystem erklärt jeden beliebigen Sachverhalt, damit auch sein Gegenteil und somit nichts: Es handelt sich nur um Scheinerklärungen. Das fällt nicht unbedingt auf. Im Gegenteil: Das Paradigma scheint zutreffend zu sein, denn es liefert für alles eine Erklärung.
3. **Vollständigkeit.** Paradigmen sollen alles schon Bekannte erklären. Hier liegt eine der Stärken der Alltagspsychologie der Persönlichkeit, denn wegen der riesigen Menge von Eigenschaften, die zu einer Erklärung herangezogen werden können, lassen sich fast alle beobachtbaren individuellen Besonderheiten erklären. Das wird allerdings durch eine mangelnde Widerspruchsfreiheit erkauft.
4. **Sparsamkeit.** Die Alltagspsychologie der Persönlichkeit ist extrem reich an Grundbegriffen, weil jede Persönlichkeitseigenschaft ein Grundbegriff ist (sie ist nicht aus anderen Grundbegriffen abgeleitet). Es gibt also mindestens so viele Grundbegriffe, wie es Worte im Lexikon einer Sprache gibt, die Persönlichkeitseigenschaften bezeichnen. Ostendorf (1990) fand unter ca. 12 000 deutschen Adjektiven über 5 000 personenbeschreibende Adjektive. Eine solche Fülle von Grundbegriffen kann durch die Komplexität des Gegenstandsbereiches nicht unbedingt gerechtfertigt werden, wie ein Blick in die Chemie zeigt, wo die riesige Vielfalt von Stoffen äußerst ökonomisch auf Kombinationen weniger Elemente zurückgeführt werden kann. Auch wenn eine solche drastische Reduktion in der Psychologie nicht möglich sein mag, erscheint die große Zahl fast synonymen Eigenschaftsbegriffe doch viel zu unökonomisch. Die Alltagspsychologie verletzt massiv das Sparsamkeitsprinzip.
5. **Produktivität.** Wäre die Alltagspsychologie der Persönlichkeit ein wissenschaftliches Paradigma, würde ihr reiches Reservoir an Eigenschaften nahezu unbegrenzte Möglichkeiten für Untersuchungen über die Funktion bestimmter Eigenschaften und ihrer Kopplungen untereinander bieten. Deshalb wird oft in der Persönlichkeitspsychologie dazu aufgerufen, doch die „Weisheit der Sprache“ zu nutzen (gemeint ist damit die Weisheit der Alltagspsychologie). Diese Vielfalt

möglicher Fragestellungen würde aber gleichzeitig die Gefahr der Verzettlung in immer neue, wenig aufeinander bezogene Fragestellungen heraufbeschwören, was einen kontinuierlichen Erkenntnisfortschritt behindern würde. Insgesamt wäre ein solches Paradigma damit wissenschaftlich nicht allzu produktiv.

6. **Anwendbarkeit.** Wie wir schon gesehen haben, liegt die Stärke der Alltagspsychologie in ihrer einfachen, schnellen und robusten Anwendbarkeit auf alltägliche Probleme der Verhaltensklärung und -vorhersage. Deshalb bewährt sich die Alltagspsychologie der Persönlichkeit trotz der oben genannten Schwächen im Alltag gut.

Die Alltagspsychologie der Persönlichkeit ist vollständig und anwendbar, aber nicht ausreichend explizit, widerspruchsfrei, sparsam und produktiv. Damit eignet sie sich nicht als Paradigma einer Wissenschaft.

➤ Die Alltagspsychologie der Persönlichkeit eignet sich nicht als wissenschaftliches Paradigma.

Paradigmen der empirischen Wissenschaften müssen zusätzlich zu den bereits diskutierten allgemeinen Kriterien zwei Zusatzkriterien genügen (vgl. ■ Tab. 1.1):

7. **Empirische Verankerung.** Die Körpergröße ist eine Eigenschaft, die sich direkt beobachten lässt. Dispositionen dagegen sind nicht direkt beobachtbar, sondern nur aus dem Verhalten erschließbar. Es sind theoretische Konstruktionen, Konstrukte, die „hinter“ dem beobachtbaren Verhalten liegen und es erklären sollen. Die Eigenschaft „Aggressivität“ ist ein Konstrukt, das die Beobachtung erklären soll, dass jemand besonders viel oder besonders wenig aggressives Verhalten zeigt. An Konstrukte wird in den Erfahrungswissenschaften die Forderung gestellt, dass sie durch Zuordnungsregeln mit Beobachtungsdaten verknüpft sind (den empirischen Indikatoren des Konstrukts). Diese Regeln beschreiben ein Messverfahren für das Konstrukt anhand von Beobachtungsdaten; das Messverfahren wird auch die Operationalisierung des Konstrukts genannt. Konstrukte werden durch empirische Indikatoren operationalisiert und damit empirisch verankert.

Beispiel: „Operationalisierung von Prüfungsängstlichkeit“
Das Konstrukt der **Prüfungsängstlichkeit** könnten wir z. B. dadurch operationalisieren, dass wir fünf verschiedene Verhaltensweisen angeben, die typisch für aktuelle, direkt beobachtbare **Prüfungsangst** sind (einen emotionalen Zustand), und dann bei einem Prüfling für jede Verhaltensweise entscheiden, ob sie während einer Prüfung auftrat oder nicht; die Zahl aller aufgetretenen Verhaltensweisen könnten wir als Operationalisierung des Zustands der Prüfungsangst (nicht

der Eigenschaft Prüfungsängstlichkeit!) betrachten. Wenn Untersuchungen an vielen Prüflingen ergeben, dass der Mittelwert von drei Prüfungen sehr gut den Mittelwert in den nächsten drei Prüfungen vorhersagt, könnte der Mittelwert der Prüfungsangst in drei Prüfungen als Operationalisierung der Eigenschaft Prüfungsängstlichkeit betrachtet werden: Wir haben aus einer Verhaltensregelmäßigkeit auf eine Eigenschaft geschlossen.

Diese Operationalisierung von Prüfungsängstlichkeit durch die mittlere Prüfungsangst in drei Prüfungen enthält einen „Bedeutungsüberschuss“: das auf empirische Untersuchungen gegründete Wissen, dass dieser Mittelwert so stabil ist, dass daraus auf die Disposition der Prüfungsängstlichkeit geschlossen werden darf. Ein Bedeutungsüberschuss kann sich auch auf andere Annahmen beziehen, z. B. in welchen Situationen Prüfungsangst auftritt (nur in Prüfungen oder generell in Situationen, in denen man sich bewähren muss).

Sind alltagspsychologisch definierte Eigenschaften empirisch verankert? Auf den ersten Blick scheint das der Fall zu sein, denn Eigenschaften werden ja aus beobachtbarem Verhalten erschlossen. Ein Hauptproblem der Alltagspsychologie besteht allerdings darin, dass nur geringe Anforderungen an die Bedingungen gestellt werden, unter denen aus Beobachtungen auf Eigenschaften geschlossen werden darf.

- Erstens sind die Anforderungen an das zu beobachtende Verhalten unpräzise: Reicht die Feststellung, dass ein Prüfling mit kalten Händen zur mündlichen Prüfung erschien, mit zittriger Stimme begann und nach einer bestimmten Frage überhaupt nichts mehr zum Thema sagte, um auf einen emotionalen Block und damit auf hohe Prüfungsangst zu schließen?
- Zweitens ist der Begriff der Verhaltensregelmäßigkeit äußerst schwammig: Wie oft muss jemand in wie vielen Prüfungen Anzeichen eines emotionalen Block zeigen, um als stark prüfungsängstlich zu gelten? Einmal wohl kaum, aber reichen zwei Blocks in drei Prüfungen innerhalb von zwei Monaten aus?

Insbesondere legt die unpräzise Definition der Verhaltensregelmäßigkeit einen Zirkelschluss in der Definition von Eigenschaften nahe: Aus einem einmaligen Verhalten wird direkt auf eine Eigenschaft geschlossen, die dann zur Begründung des Verhaltens herhalten muss. Beispiel: „Warum hat X den Y geschlagen? Weil X aggressiv ist. Warum ist X aggressiv? Weil X den Y geschlagen hat.“ Eine korrekte Begründung würde lauten, „Weil X generell dazu neigt, andere zu schlagen“, und dies müsste durch Beobachtung in vielen Situationen belegbar sein.

8. Empirische Prüfbarkeit. Von empirischen Wissenschaften wird erwartet, dass sie empirisch prüfbar sind. Genauer gesagt wird erwartet, dass ihre Aussagen sich

empirisch bestätigen oder widerlegen lassen. Dazu müssen sie so klar formuliert sein, dass ein solcher Test überhaupt möglich ist. Die mangelnde Explizitheit und die unzureichende empirische Verankerung des alltagspsychologischen Eigenschaftsbegriffs erschweren einen solchen Test, weil jede beliebige Aussage durch passende Modifikation der Erklärung gegen eine Widerlegung immunisiert werden kann.

Beispiel: „Passende Modifikationen in alltagspsychologischen Erklärungen“

„Sagtest du nicht, Susanne werde die Prüfung wegen ihrer hohen Intelligenz leicht bestehen? Sie ist aber durchgefallen!“ – „Ja, ja, Susanne ist eben ganz schön faul, sie hat sich wohl nicht genug vorbereitet.“ – „Ihr Freund ist da aber ganz anderer Meinung; er hat sich schon beklagt, dass sie nur noch gelernt hat.“ – „Da hat Susanne wohl einen schlechten Tag gehabt; vielleicht war sie zu aufgereggt.“

Hier wurde eine dispositionale Erklärung durch eine andere ersetzt; als sich das als unplausibel erwies, wurde ohne weitere Begründung auf eine Erklärung durch einen emotionalen Zustand ausgewichen. Weiteres Beispiel, hier bei einer Vorhersage:

„Fritz wird die nächste Prüfung aber sicher bestehen – er hat ja so viel gebüffelt.“ – Fritz fällt durch die Prüfung. – „Da sieht man mal wieder, dass selbst viel Büffelei nichts nützt, wenn man so viel Angst vor einer Prüfung hat wie Fritz.“

Da die alltagspsychologischen Erklärungen und Vorhersagen beliebig modifizierbar sind und sich so jeder Widerlegung entziehen, gilt das auch für die Alltagspsychologie der Persönlichkeit insgesamt. Dies ist aus erfahrungswissenschaftlicher Sicht die größte Schwäche der Alltagspsychologie. Die Alltagspsychologie der Persönlichkeit ist also praktisch für die Erklärung und Vorhersage von Verhalten im Alltag, aber unbrauchbar als psychologische Theorie, erst recht nach den strengen Kriterien für empirische Wissenschaften.

► Die Alltagspsychologie ist unbrauchbar als psychologische Theorie.

Auch wenn die naive Persönlichkeitstheorie als psychologische Theorie unbrauchbar ist, ist sie dennoch aus drei Gründen wichtig für die Psychologie.

- Erstens ist sie eine psychologische Tatsache: Wir alle haben diese Theorie im Kopf und nutzen sie ständig. Wer verstehen will, wie Menschen individuelle Besonderheiten ihrer Mitmenschen und von sich selbst wahrnehmen und damit umgehen, muss sich mit der naiven Persönlichkeitstheorie beschäftigen.
- Zweitens ist die naive Persönlichkeitstheorie ungeachtet ihrer Probleme ein möglicher Ansatzpunkt für die per-

sönlichkeitspsychologische Theorienbildung. Viele ihrer Probleme lassen sich vermeiden, wenn Eigenschaften besser operationalisiert werden und ihre Funktion in aktuellen Prozessen der Situationsverarbeitung klarer herausgearbeitet wird. Wie in den folgenden Kapiteln deutlich werden wird, knüpfen alle persönlichkeitspsychologischen Theorien an Konzepte der naiven Persönlichkeitstheorie an. Das gilt besonders für den Begriff der Verhaltensdisposition, der in der Persönlichkeitspsychologie eine zentrale Rolle spielt.

- Drittens laufen Psychologen ständig Gefahr, alltagspsychologische Konzepte mit wissenschaftlichen Begriffen zu verwechseln, weil sie ja über beides verfügen: ihre Alltagspsychologie und ihre Psychologie. Diese Gefahr ist im Falle der Persönlichkeitspsychologie besonders groß, weil sie sich noch nicht so weit wie manche andere Gebiete der Psychologie (z. B. die Wahrnehmungspsychologie) von alltagspsychologischen Vorstellungen gelöst hat. Einer Verwechslung von Alltagspsychologie und Psychologie kann dadurch vorgebeugt werden, dass beide möglichst klar und streng getrennt voneinander konzeptualisiert werden.

? Fragen

- 1.1 Welche Struktur weist die Alltagspsychologie nach Laucken auf? (→ [Abb. 1.1](#))
- 1.2 Was versteht man unter einer Disposition, was unter einer Dispositionshierarchie? (→ Unter der Lupe)
- 1.3 Welche Dispositionen und körperlichen Merkmale sind aus Sicht der Alltagspsychologie keine Persönlichkeitseigenschaften? (→ universelle Merkmale [Beispiele angeben])
- 1.4 Welchen Kriterien sollen erfahrungswissenschaftliche Paradigmen genügen? (→ 8 Kriterien)
- 1.5 Welchen Nutzen hat die Alltagspsychologie der Persönlichkeit im Alltag? (→ schnelle Orientierung, Anwendbarkeit)
- 1.6 Warum ist die Alltagspsychologie für die Persönlichkeitspsychologie wichtig? (→ psychologische Tatsache, Ansatzpunkt für Theorienbildung, Verwechslungsgefahr)

Mehr lesen

Laucken, U. (1974). *Naive Verhaltenstheorie*. Stuttgart: Klett.

Walach, H. (2009). *Psychologie – Wissenschaftstheorie, philosophische Grundlagen und Geschichte* (2. Aufl.), Kap. 10: Wissenschaftstheorie. Stuttgart: Kohlhammer.

1.2.2 Das psychoanalytische Paradigma

Wichtige Konzepte der heutigen erfahrungswissenschaftlichen Persönlichkeitspsychologie gehen auf psychoanalytische Konzepte der Persönlichkeit zurück, die zunächst von Sigmund Freud (1856–1939) entwickelt (z. B. Freud, 1982) und später von neoanalytischen Theoretikern weiterentwickelt und dabei auch modifiziert wurden. Von daher ist es sinnvoll, einen Blick auf diese historisch bedeutsamen Konzepte zu werfen. Wird dies mit einer Kritik der psychoanalytischen Methodik verbunden, vertieft dies das Verständnis für die Kriterien erfahrungswissenschaftlicher Paradigmen. Betrachten wir also im Folgenden das klassische psychoanalytische Konzept der Persönlichkeit und ihrer Entwicklung aus methodenkritischer Sicht: Genügt es den Anforderungen an ein wissenschaftliches Paradigma und darüber hinaus auch den Anforderungen an ein Paradigma einer empirischen Wissenschaft?

Die Psychoanalyse war einerseits der Versuch, eine relativ umfassende Theorie des „menschlichen Seelenlebens“ zu entwickeln, andererseits handelt es sich um eine bestimmte psychotherapeutische Technik. Die Psychoanalyse hat in den vergangenen 100 Jahren zahlreiche Wandlungen erfahren. Freud selbst änderte vielfach seine Betrachtungsweise. Wegen dieser langen und heterogenen Entwicklungsgeschichte ist es nicht unproblematisch, von „dem psychoanalytischen Paradigma“ zu sprechen. Dennoch lassen sich ein Kern von Grundannahmen über menschliches Erleben und Verhalten und ein grundlegender methodischer Ansatz ausmachen, der unter Psychoanalytikern von Freud an bis heute zumindest mehrheitsfähig war und immer noch mehrheitsfähig ist. Vor allem der methodische Ansatz ist klar abgrenzbar vom Vorgehen der empirischen Psychologie. Dieser gemeinsame Kern aller psychoanalytischen Richtungen wird hier als „das psychoanalytische Paradigma“ bezeichnet.

Im Folgenden wird nicht etwa das psychoanalytische Paradigma in voller Breite dargestellt, sondern nur in denjenigen Anteilen, die für die Persönlichkeitspsychologie unmittelbar von Bedeutung sind. Freud selbst interessierte sich viel mehr für pathologische Störungen, wie sie in der klinischen Psychologie untersucht werden, als für Normalvarianten der Persönlichkeit; letztere bezeichnete er als Charakter. Das lässt sich auf alle psychoanalytischen Richtungen verallgemeinern: Im Vordergrund steht immer die Erklärung pathologischer Störungen. Im Folgenden interessiert aber nur derjenige Anteil des psychoanalytischen Paradigmas, der sich mit dem Charakter und seiner Entwicklung beschäftigt.

■ Allgemeines Menschenbild

Zentral für Freuds Menschenbild ist die Ansicht, dass alle menschliche Aktivität, einschließlich des Erlebens und

Verhaltens, auf der Verarbeitung von Energie beruhe. Er sah den Menschen als ein energiemäßig weitgehend abgeschlossenes System an, das eine bestimmte Menge an Energie zur Verfügung habe, so dass die Energie für eine Aktivität nur auf Kosten der Energie für eine andere Aktivität verbraucht werden könne. Das „Seelenleben“ (psychische Prozesse wie Wahrnehmen, Fühlen, Denken, Erinnern, Träumen) beruhe auf dem Fluss von Energie.

Gespeist werde diese Energie aus angeborenen Trieben (körperlichen Spannungszuständen). Sie drängten zur Entladung durch Triebbefriedigung an Triebobjekten. Diese Triebimpulse könnten aber oft nicht durch entsprechendes Verhalten direkt befriedigt werden. Sie würden dann in vielfältiger Weise umgeformt oder auf andere Triebobjekte umgelenkt (z. B. Befriedigung in der Phantasie oder in Träumen). Freud interessierte sich vor allem für Energie aus sexuellen Spannungszuständen (die „Libido“, lat. Verlangen, Lust), später auch für aggressive Energie.

Freuds Energie- und Triebbegriff war ein Kind des 19. Jahrhunderts; ihm stand der Begriff der Information noch nicht zur Verfügung (vgl. ► Kap. 2.2). Freud hoffte bis zu seinem Tod, dass psychische Energie und Triebimpulse sich später einmal physiologisch messen lassen würden. Inzwischen herrscht auch unter orthodoxen Psychoanalytikern die Auffassung vor, dass psychische Energie und Triebe lediglich theoretische Begriffe sind, die zur Erklärung beobachtbaren Erlebens („Wünsche“) und motivierten Verhaltens eingeführt werden, ohne dass sie eine Entsprechung auf physiologischer Ebene haben, und Freuds Triebkonzept wird von vielen Psychoanalytikern als zu mechanistisch abgelehnt (vgl. für eine Kritik Holt, 1976).

Die Energieverarbeitung werde von drei psychischen Instanzen geregelt:

- Es,
- Ich,
- Über-Ich.

Bei der Geburt sei nur das Es vorhanden; es repräsentiere das Gesamtreservoir der Energie, die durch angeborene Instinkte verarbeitet werde, sowie angeborene Dispositionen. Das Es sei dem „Lustprinzip“ unterworfen: Es sei bestrebt, Energie sofort zu entladen, indem es Lust suche und Schmerz vermeide.

Im Verlauf der Entwicklung bilde sich aus Teilen des Es durch den Kontakt zur Außenwelt das Ich heraus. Das Ich sei dem „Realitätsprinzip“ unterworfen: Es vermittele zwischen den Ansprüchen des Es und der Außenwelt, indem es einerseits den Einfluss der Außenwelt zu ändern suche (durch Flucht, Anpassung oder aktive Veränderung) und andererseits die Triebansprüche des Es einzudämmen suche.

Das Über-Ich stelle eine besondere Instanz im Ich dar. Die durch die Eltern und Vorbilder vermittelten Nor-

men der Kultur würden verinnerlicht und dadurch eine Eigendynamik im Ich entfalten: Das Über-Ich beobachte das Ich und suche es anstelle der Eltern und Vorbilder zu kontrollieren. So müsse das Ich nicht nur zwischen Es und Außenwelt, sondern zwischen Es, Außenwelt und Über-Ich vermitteln.

Freuds metaphorische Sprache verleitet zu der Vorstellung, die drei Instanzen seien drei kleine Männchen in unseren Köpfen, die miteinander um die Kontrolle der psychischen Energie ringen. Das wäre eine ebenso falsche Interpretation wie die Vorstellung, es handle sich um anatomisch oder physiologisch bestimmbare Hirnstrukturen. Es handelt sich vielmehr um theoretische Begriffe, die Freud einführte, um bestimmte beobachtbare Phänomene zu erklären, z. B. Erinnerungsblockaden, Versprecher im Alltag oder bestimmte pathologische Symptome.

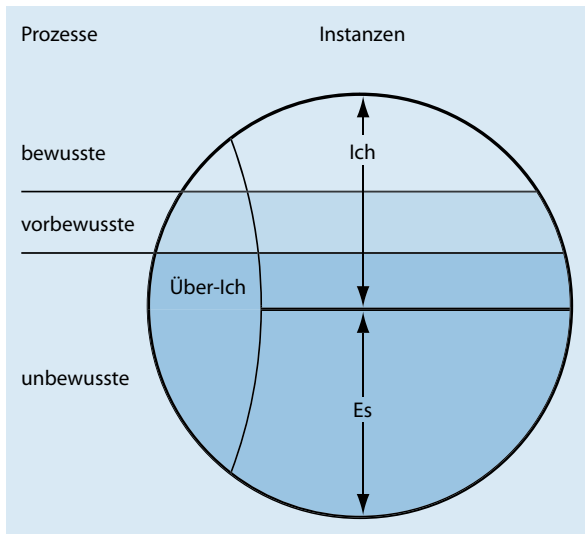
Das Seelenleben finde auf drei Ebenen statt:

- unbewusste,
- vorbewusste,
- bewusste Ebene.

Auf der bewussten Ebene fänden sich Inhalte des momentanen Bewusstseins, z. B. Wahrnehmungen, Empfindungen, Gefühle, Gedanken, Vorstellungen und Erinnerungen. Auf der vorbewussten Ebene fänden sich prinzipiell dieselben Inhalte, nur dass ihre Stärke nicht ausreiche, das Bewusstsein zu erreichen. Wenn man z. B. versuche, sich an einen Namen zu erinnern und er „auf der Zunge liegt“, man ihn aber nicht nennen könne, sei die Erinnerung an den Namen vorbewusst. Inhalte des Unbewussten seien der bewussten Ebene auch bei großer Anstrengung nicht zugänglich. Die gesamten Inhalte und Aktivitäten des Es seien unbewusst, ebenso Teile des Über-Ich und des Ich. Andere Teile des Über-Ich und Ich seien vorbewusst oder bewusst.

Unbewusste Prozesse seien nicht einfach nicht-bewusste Prozesse, sondern hätten eine eigene Qualität („primärprozesshaftes Denken“; z. B. Verschmelzung von Orten, Zeitpunkten oder logischen Gegensätzen). Gegen unangenehme Wahrnehmungen, Gedanken und Erinnerungen, die auf Triebimpulsen des Es beruhen, könne sich das Ich wehren, indem es sie ins Unbewusste verdränge. Dort würden sie jedoch weiterhin motivational und affektiv wirksam sein. ■ Abb. 1.2 illustriert den Zusammenhang zwischen den drei psychischen Instanzen und den drei Ebenen des Seelenlebens.

Die drei psychischen Instanzen (das „Strukturmodell“) und die drei Bewusstseins Ebenen (das „topographische Modell“) sind bis heute Kernannahmen aller psychoanalytischen Richtungen. Mit dem Aufkommen der Ich-Psychologie und der Objektbeziehungstheorien entstand die Frage, wo das Selbstbild und das Bild wichtiger Bezugspersonen anzusiedeln seien: Sollten diese als Komponenten



■ **Abb. 1.2** Beziehungen zwischen den drei psychischen Instanzen und den drei Ebenen psychischer Prozesse nach Freud

des Ich betrachtet werden, des Über-Ich (das z. T. durch Internalisierung des Bildes der Eltern entstehe) oder des Es (weil sie Teile von Triebstrukturen seien)? Oder seien vielmehr Selbstbild und das Bild wichtiger Bezugspersonen Kompromisse aus Ich-, Es- und Über-Ich-Anteilen? Oder seien es eigenständige psychische Instanzen? Diese Kontroversen machen deutlich, dass der Begriff der psychischen Instanz keineswegs so klar ist, wie die Kontinuität seiner Benutzung in allen psychoanalytischen Richtungen nahe-zulegen scheint.

Zu den psychoanalytischen Kernannahmen wird meist auch Freuds Phasenlehre der Entwicklung gezählt. Wegen ihrer offenkundigen Schwächen wird sie heute zunehmend auch von Psychoanalytikern in wesentlichen Teilen abgelehnt. Sie wird im nächsten Abschnitt skizziert.

Das allgemeine Menschenbild des psychoanalytischen Paradigmas betont motivationale, affektive und irrationale Prozesse, die menschlichem Erleben und Verhalten zugrunde liegen. Rationale Prozesse des Denkens, Planens und Handelns werden wenig thematisiert. Wie Menschen beispielsweise systematisch Probleme lösen können, ist kein Thema der Psychoanalyse. Das ist aus der klinischen Orientierung der Psychoanalyse verständlich, stellt aber eine wesentliche Einschränkung des Anwendungsbereichs der Psychoanalyse dar.

Zudem wurden von Freud an bis heute sexuelle und aggressive Motive überbetont und andere wie z. B. Neugier oder das Kompetenzmotiv (das Streben nach Vervollkommnung der eigenen Fähigkeiten um ihrer selbst willen) vernachlässigt. Das dürfte wohl darauf zurückzuführen sein, dass sexuelle und aggressive Impulse sozial besonders konfliktrichtig sind, deshalb besonders häufig in pathologischen Störungen eine Rolle spielen und von daher in den

primär klinischen Beobachtungen der Psychoanalytiker überrepräsentiert sind. Zusammen mit der Überbetonung irrationaler Prozesse ergibt sich ein verzerrtes Menschenbild, das dem heutigen Wissen über die irrationalen und rationalen Seiten menschlichen Erlebens und Verhaltens nicht entspricht.

➤ **Das allgemeine Menschenbild des psychoanalytischen Paradigmas überbetont aufgrund seiner klinischen Orientierung irrationale auf Kosten rationaler Prozesse und sexuelle und aggressive Motive auf Kosten anderer Motive.**

■ **Persönlichkeitskonzept**

Das alles hat allerdings noch nichts mit Persönlichkeitspsychologie zu tun; es handelt sich um Annahmen über motivationale Prozesse, die für alle Menschen in gleicher Weise gelten sollen. Diese motivationalen Prozesse stellen nach Freud aber gleichzeitig auch den Schlüssel zum Verständnis der Persönlichkeit dar. Die Stärke der Es-Ansprüche könne konstitutionell bedingt von Person zu Person unterschiedlich ausfallen und die Stärke und Form der Ich-Funktionen und die Ansprüche des Über-Ich könnten erfahrungsbedingt variieren. Die resultierende typische Triebdynamik einer Person, ihr Charakter, sei damit eine gemeinsame Funktion von angeborener Konstitution und Erfahrung. Eine wichtige Konsequenz dieses Persönlichkeitskonzepts ist es, Motive, also individualtypische motivationale Tendenzen, nicht nur auf der bewussten Ebene zu suchen (durch Erfragen), sondern auch auf der unbewussten Ebene.

Was den Einfluss der Erfahrung auf die Persönlichkeitsentwicklung betrifft, nahm Freud an, dass es besonders die frühkindlichen Erfahrungen seien, die den späteren Charakter prägen. Nach Freud durchläuft jedes Kind drei Phasen der Entwicklung, die durch jeweils bevorzugte Körperzonen der Triebbefriedigung („erogene Zonen“) gekennzeichnet seien:

- orale,
- anale,
- phallische Phase.

In der oralen Phase (1. Lebensjahr) finde die Triebbefriedigung vor allem mithilfe der Mundzone statt (Saugen, Beißen, Kauen). In der analen Phase (2.–3. Lebensjahr) richteten sich die Triebimpulse vor allem auf den Anus. Lustvoll sei zunächst das Ausscheiden, später das Zurückhalten von Kot. In der phallischen Phase (3.–5. Lebensjahr, „Phallus“ lat. Penis) sei der Penis bzw. die Scheide die bevorzugte erogene Zone. Während der phallischen Phase richteten sich die Triebimpulse auf das gegengeschlechtliche Elternteil, verbunden mit Phantasien, es vollständig in Besitz zu nehmen. Das Kind liebe beide Elternteile und möchte von

ihnen geliebt werden, befinde sich aber gleichzeitig in einer Rivalitätssituation zum gleichgeschlechtlichen Elternteil, was eine tiefgehende emotionale Ambivalenz diesem Elternteil gegenüber auslöse.

Bei Jungen löse die Rivalität mit dem Vater Angst vor Kastration durch den Vater aus. Den Konflikt zwischen Wunsch nach Besitznahme der Mutter und aggressiver Rivalität mit dem Vater bezeichnete Freud als Ödipuskonflikt (nach dem griechischen Mythos vom Königssohn Ödipus, der unwissentlich und unwillentlich seinen Vater erschlug und seine Mutter heiratete). Dieser Konflikt werde bewältigt, indem der Junge sich mit dem Vater identifiziere und seine Triebimpulse gegenüber der Mutter in Zärtlichkeit verwandle. Insbesondere übernehme er dabei die Wert- und Moralvorstellungen des Vaters.

Weniger interessierte sich Freud dafür, wie Mädchen die phallische Phase verarbeiteten. Sie hätten keine Kastationsängste gegenüber der Mutter, sondern empfänden einen Penisneid und würden ihn der Mutter anlasten. Ein Wunsch nach Übernahme des väterlichen Penis werde später durch den Wunsch ersetzt, von ihm ein Kind zu bekommen. Gefördert werde die Zuwendung zum Vater durch Identifikation mit der Mutter und Angst vor Liebesentzug und Bestrafung durch die Mutter. Insbesondere übernehme das Mädchen dabei die Wert- und Moralvorstellungen der Mutter.

Der Charakter (die Persönlichkeit) eines Menschen werde entscheidend durch die individuelle Verarbeitung der drei frühkindlichen Entwicklungsphasen bestimmt. Ließen die Eltern in einer der drei Phasen eine zu große Triebbefriedigung zu oder schränkten sie diese zu sehr ein, komme es zu einer Fixierung der vorhandenen frühkindlichen Triebimpulse, die den Charakter fortan bestimmten.

Orale Fixierung resultiere beispielsweise in übermäßiger Abhängigkeit von anderen und übermäßigem Trinken, Essen oder Rauchen. Anale Fixierung führe zu einem zwanghaft ordentlichen, pedantischen und geizigen Charakter. Die Bedeutung der phallischen Phase für die Charakterentwicklung liege vor allem in der Verarbeitung des Ödipuskonflikts. Werde er nur unzureichend gelöst, resultiere ein Charakter, der durch einen „Ödipuskomplex“ gekennzeichnet sei. Bei einer Überkompensation der Kastationsangst resultierten Charakterzüge, die heutzutage als „machohaftes“ Gehabe bezeichnet werden; übertriebenes Erfolgsstreben im Beruf sei eine Fortsetzung der frühen Rivalität zum Vater mit anderen Mitteln.

- **Freud glaubte, dass die frühkindliche Geschichte der Triebregulation in der oralen, analen und phallischen Phase den späteren Charakter forme. Ihm liege eine Sequenz elterliches Verhalten → Fixierung → Charakter zugrunde.**

Diese Sicht der Charakterbildung leidet wie die meisten von Freuds Konzepten unter der fehlenden Operationalisierung zentraler Begriffe. Wie lässt sich die Stärke der Rivalität zum gleichgeschlechtlichen Elternteil, die der sexuellen Triebimpulse gegenüber dem gegengeschlechtlichen Elternteil, die der Kastationsangst oder des Penisneides messen? Wie lässt sich nach Abschluss einer Entwicklungsphase entscheiden, ob eine Fixierung tatsächlich stattgefunden hat?

Neben der Charakterbildung durch Fixierung entwickelte Freud eine zweite Auffassung der Charakterentwicklung, die auf einer Theorie der Angstverarbeitung beruht. Danach entstehe Angst immer dann, wenn das Ich durch Reize überflutet werde, die es nicht mehr bewältigen könne. Bei Reizen aus der Umwelt, die subjektiv oder objektiv Gefahr anzeigen, resultiere „Realangst“. Könnten Triebimpulse des Es nicht ausreichend abgewehrt werden, entstehe „neurotische Angst“. Könne das Ich Ansprüchen des Über-Ich nicht genügen, handele es sich um „moralische Angst“. Die Angst signalisiere in jedem Fall eine Überforderung des Ich. Während Furcht immer ein spezifisches Objekt habe, das gefürchtet werde, sei Angst ein objektunabhängiges Alarmsignal.

Um mit der Angst fertig zu werden, wehre sich das Ich gegen die angstausslösenden Triebimpulse durch Abwehrmechanismen. Dem Ich ständen dafür vielfältige Formen der Abwehr zur Verfügung (■ Tab. 1.2).

Die häufigste Form sei die Verdrängung, bei der die angsterregenden Impulse ins Unbewusste gedrängt würden. Dort würden sie jedoch weiter existieren und müssten durch weitere Abwehrmechanismen im Zaum gehalten werden. Bei Ich-Schwäche (z. B. durch Alkoholisierung oder im Schlaf) würden sie wieder ins Bewusstsein drängen. Deshalb seien Träume oder Reaktionen unter Drogen informativ über die ins Unbewusste verdrängten Triebimpulse. Aber auch bei vollständiger Verdrängung könnten sich verdrängte Impulse indirekt zeigen in Form von Versprechern, neurotischen oder somatischen Symptomen.

Bei der Projektion würden die angsterregenden Impulse anderen Personen unterstellt (auf sie „projiziert“). Zum Beispiel könnten aggressive Impulse dadurch abgewehrt werden, dass das Verhalten anderer als feindselig interpretiert werde (wodurch eigene aggressive Tendenzen wiederum gerechtfertigt würden).

Bei der Verschiebung würden die angsterregenden Impulse auf andere Objekte der Triebbefriedigung verschoben. Zum Beispiel könnten aggressive Impulse gegenüber dem Chef dadurch abgewehrt werden, dass sie zu Hause gegen die Ehefrau gewendet würden.

Bei der Reaktionsbildung würden die angsterregenden Impulse ins Gegenteil verkehrt, damit akzeptabel für das Ich und somit zugänglich für das Bewusstsein. Beispielsweise könne eine Mutter feindselige Impulse gegenüber ihrem

Tab. 1.2 Einige Abwehrmechanismen des Ich nach Sigmund Freud

Mechanismus	Wehrt ab	Durch
Verdrängung	Innere und äußere Reize	Verdrängung ins Unbewusste
Projektion	Innere Reize	Projektion eigener Triebimpulse auf andere
Verschiebung	Innere Reize	Verschiebung des Triebziels auf ein anderes Objekt
Reaktionsbildung	Innere Reize	Verkehrung ins Gegenteil
Verleugnung	Äußere Reize	Nicht wahrhaben wollen
Rationalisierung	Eigenes Verhalten	Umdeutung in akzeptables Verhalten
Sublimierung	Innere Reize	Befriedigung der Triebimpulse durch akzeptable Ersatzhandlungen
Regression	Trauma	Rückzug auf frühkindliche Stufe der Triebregulation

Kind, die in Widerspruch zu ihrem Über-Ich stehen, durch Reaktionsbildung in überbehütendes Verhalten ummünzen.

Projektion, Verschiebung und Reaktionsbildung würden sich vor allem auf die Abwehr von neurotischer Angst beziehen. Die folgenden beiden Abwehrmechanismen würden primär zur Abwehr von Realangst eingesetzt.

Bei der Verleugnung würden reale Gefahren verleugnet. Ein Beispiel wäre eine Frau, die Knoten in ihrer Brust fühlt, aber nicht wahrhaben will, dass es sich um Krebs handeln könnte.

Bei der Rationalisierung werde inakzeptables eigenes Verhalten vor anderen oder sich selbst so umgedeutet, dass es akzeptabel erscheint. Ein Beispiel wäre ein Chef, der eine offensichtlich inkompetente, aber hochattraktive Mitarbeiterin einstellt und der Überzeugung ist, dass seine Wahl durch fachliche Gesichtspunkte begründet sei.

Schließlich würden manche Menschen bei einem Trauma (ein emotional extrem belastendes Ereignis wie z. B. der Tod eines nahen Angehörigen, Arbeitsplatzverlust, bleibende körperliche Behinderung) mit Regression reagieren. Darunter verstand Freud den Rückzug auf eine frühkindliche Entwicklungsstufe, erkennbar an entsprechend unreifem Verhalten. Oft finde der Rückzug auf diejenige Entwicklungsphase statt, auf der eine Fixierung stattgefunden habe (s. oben). Ein Beispiel ist ein Erwachsener, der nach der Trennung von seiner Frau wieder zu rauchen anfängt, obwohl er vorher damit aufgehört hatte.

Neben diesen acht Abwehrmechanismen werden in der psychoanalytischen Literatur noch weitere diskutiert. Entscheidend für die Frage nach der Charakterbildung ist Freuds Annahme, dass sich im Verlauf der Ich-Entwicklung individualtypische Bevorzugungen bestimmter Abwehrmechanismen herausbilden würden. Es gebe also z. B. typische Verdränger, Projizierer oder Verleugner. Damit sei der Charakter doppelt bestimmt: durch eine eventuelle Fixierung auf eine der drei frühkindlichen Entwicklungsphasen und die typischen Abwehrmechanismen, die das Ich bei Gefahr von innen bzw. außen bevorzugt einsetze.

Diese Auffassung der Charakterentwicklung leidet unter einer mangelhaften empirischen Verankerung der zentralen Begriffe. So plausibel es auch ist, dass es Abwehrmechanismen gibt: Unklar bleibt, nach welchem Kriterium entschieden werden soll, ob ein beobachtetes Verhalten auf Abwehr beruht oder nicht. Wenn jemand in einer Situation, die bei vielen Menschen Angst hervorruft (z. B. eine Stegreifrede vor einem unbekanntem Publikum halten) über keine Angst berichtet, so könnte es sich um Nichtigstlichkeit aufgrund einer ausgeprägten Selbstsicherheit handeln oder aber um Angstverdrängung. Wie kann zwischen diesen beiden Alternativen entschieden werden?

Psychoanalytiker begegnen diesem Einwand meist mit der Erwiderung, dass sie durchaus in der Lage seien, Abwehrmechanismen im Verhalten zu erkennen. Dies gelänge aber nicht alleine aus der Beobachtung des Verhaltens im aktuellen Kontext, sondern erfordere den Einbezug vielfältiger Informationen über vergangenes Erleben und Verhalten der betreffenden Person bis hin zur Triebdynamik in ihrer frühen Kindheit. Genaue Regeln, unter welchen Bedingungen welche Abwehrform diagnostiziert werden kann, gibt es aber in der psychoanalytischen Literatur nicht.

Kritisch für die Anwendbarkeit des Abwehrbegriffs auf die Charakterentwicklung ist vor allem das Fehlen von Kriterien dafür, warum verschiedene Menschen in derselben Situation unterschiedliche Abwehrmechanismen bevorzugen. Der spezielle Abwehrtyp kann bestenfalls diagnostiziert, nicht aber aus bestimmten Entwicklungsbedingungen vorhergesagt werden. Hier ist eine Lücke in Freuds Theorie, die auch seine Nachfolger bis heute nicht füllen konnten. ► Unter der Lupe fasst Freuds Persönlichkeitskonzept noch einmal zusammen.

Während das Konzept der Abwehrmechanismen zum Kernbestand aller psychoanalytischen Richtungen gehört, nehmen neuere Strömungen Abstand von Teilen der Phasenlehre, da diese sich als unhaltbar erwiesen hat – meist allerdings, ohne dabei das Konzept des Ödipuskonfliktes

aufzugeben. Betont wird nun die Entwicklung des Selbstbildes und Selbstwertgefühls und des Bildes wichtiger Bezugspersonen und enger Beziehungen. Zusätzlich zur Libido wird das Motiv nach Verbundenheit mit anderen Menschen berücksichtigt (und z. T. für zentraler erklärt). Der spätere Charakter und die späteren sozialen Beziehungen werden auf eine Internalisierung früher Objektbeziehungen zurückzuführen versucht (ein ganz anderer Internalisierungsbegriff als bei Freud). Dabei besteht meist in dem Punkt Einigkeit mit Freud, dass es frühkindliche Erfahrungen mit den Eltern seien, die die weitere Charakterentwicklung prägten. Strittig ist dabei innerhalb der Psychoanalyse vor allem, ob diese neueren Auffassungen Freuds Annahmen ersetzen oder ergänzen sollen (während die Gültigkeit der Annahme, dass frühe Objektbeziehungen einen starken Einfluss auf die Persönlichkeits- und Beziehungsentwicklung haben, fast nie problematisiert wird; vgl. dazu ► Kap. 5.4).

Unter der Lupe

Freuds Persönlichkeitskonzept Freud verstand unter dem Charakter die individualtypische Ausformung der weitgehend unbewusst ablaufenden Triebdynamik. Sie sei durch die frühkindliche Geschichte der Triebdynamik bestimmt. Bei zu starker Verwöhnung oder zu starker Einschränkung durch die Eltern in der oralen, analen oder phallischen Phase würden die frühkindlichen Triebimpulse fixiert und so die weitere Triebregulation prägen. Im Verlauf der Ich-Entwicklung würden sich individualtypische Abwehrmechanismen gegenüber inneren bzw. äußeren Gefahrreizen herausbilden. Fixierungen und Abwehrformen prägten gemeinsam den Charakter, der ab dem Ende der phallischen Phase weitgehend konstant sei.

➤ Neuere psychoanalytische Persönlichkeitskonzepte betonen die Rolle früher Objektbeziehungen für die Entwicklung der Persönlichkeit und der sozialen Beziehungen.

■ Methodik

Wie kamen Freud und seine Nachfolger zu ihren Persönlichkeitskonzepten? Untersuchten sie Kinder von der frühen Kindheit an und beobachteten dann viele Jahre später, was aus ihnen als Erwachsene geworden war? Keineswegs. Freud selbst arbeitete so gut wie gar nicht mit Kindern; dafür wäre seine Methodik auch gar nicht geeignet gewesen. Sie bestand im Kern aus dem Versuch, erwachsene Patienten durch freies Assoziieren dazu zu bringen, unbewusste Triebimpulse verbal zu äußern. Dazu sollte sich der Patient

auf eine Couch legen und über ein problematisches Thema, einschließlich Träume und Kindheitserinnerungen, möglichst spontan reden. Freud saß neben der Couch, unsichtbar für den Patienten, und versuchte, aus dem Redefluss oder auch aus dem Stocken des Redeflusses an bestimmten Stellen Rückschlüsse auf unbewusste Prozesse des Patienten zu ziehen.

Die empirischen Daten, die Freud benutzte, um die aktuelle Triebdynamik von Patienten und deren Geschichte seit der frühesten Kindheit zu rekonstruieren, bestanden also primär aus den freien Assoziationen dieser Patienten in Therapiesitzungen (Freud deutete darüber hinaus auch faktische Erlebnisse und schriftlich niedergelegte Gedanken seiner Patienten). Er deutete dieses Material im Rahmen seiner theoretischen Annahmen und bot diese Interpretationen von Zeit zu Zeit an. Akzeptierte der Patient die Deutung nicht, vor allem nicht gefühlsmäßig, interpretierte Freud diesen „Widerstand“ als Abwehr des Ich gegenüber unangenehmen Aspekten der Interpretation, was ihn darin bestätigte, an einen kritischen Punkt gekommen zu sein. Bei erfolgreichem Durcharbeiten dieser kritischen Punkte im Verlauf der Analyse akzeptierte der Patient die Interpretationen nicht nur rational, sondern auch emotional, und auch beim Analytiker stellte sich nicht nur rational, sondern auch gefühlsmäßig die Überzeugung ein, Einsicht in die tatsächlichen unbewussten Beweggründe des bewussten Erlebens und Handelns des Patienten gewonnen zu haben. Diesen Therapieerfolg hielt Freud dann für eine Bestätigung der Theorie, auf der seine Interpretationen beruhten.

Diese klassische psychoanalytische Methodik ist aus Sicht der empirischen Wissenschaften aus mehreren Gründen inakzeptabel (vgl. v. a. Grünbaum, 1988). Der kritischste Punkt ist die Gefahr der Immunisierung der theoretischen Konzepte der Analytiker gegenüber den empirischen Daten aus der Analyse. Akzeptiert der Patient die Deutung, betrachten Analytiker dies als Bestätigung der Deutung und damit auch der Theorie. Akzeptiert der Patient die Deutung nicht, neigen Analytiker dazu, dies als Widerstand aufzufassen und nach unbewussten Prozessen zu suchen, die den Widerstand hervorrufen. Das gewaltige Instrumentarium der Abwehrmechanismen und die nahezu beliebige Interpretation des symbolischen Gehalts von Aussagen erlauben es, nahezu jede beliebige Äußerung des Patienten, aber auch ihr Gegenteil, auf passende unbewusste Triebimpulse zurückzuführen.

Das fördert die Analytiker in dem Glauben, recht zu haben, und verstärkt wegen ihrer Autorität als Experten suggestive Wirkungen auf die Patienten, die sich im Laufe der Therapie schon deswegen immer konformer mit den Erwartungen der Analytiker verhalten. Diesen Erfolg verbuchen die Analytiker für sich und ihre Theorie. Der Erfolg ist aber möglicherweise nur eine scheinbare Bestätigung

der Theorie, denn er könnte auf einer selbsterfüllenden Prophezeiung beruhen: Was prophezeit wird (die Theorie), wird fast immer bestätigt, weil sich fast alles und damit auch sein Gegenteil in einer für Analytiker und Patienten letztendlich akzeptablen Weise deuten lässt.

Hier gibt es eine klare Parallele zwischen Alltagspsychologie und Psychoanalyse: Beide sind sehr erklärungs-mächtig. Das ist aber, wie schon in ► Abschn. 1.2.1 erläutert wurde, nicht unbedingt ein Qualitätsmerkmal einer Theorie; auch unklare Begriffsbildung und mangelnde empirische Verankerung können über widersprüchliche Aussagen die Erklärungsmächtigkeit einer Theorie fördern.

Kritisch ist deshalb das Kriterium der Vorhersagbarkeit. Schon Freud erkannte, dass seine Methode erheblich besser zur Erklärung als zur Vorhersage geeignet ist – eine Tatsache, die von Psychoanalytikern durchweg anerkannt wird. Begründet wird dies von ihnen durch die Komplexität des Gegenstandes. Die deutlich bessere Erklärbarkeit könnte aber auch Ausdruck einer unscharfen oder faktisch falschen Theorie sein, die sich dennoch hält, weil sie aufgrund ihrer Methodik gegen Widerlegung immunisiert ist.

► **Die klassische psychoanalytische Methodik ist aufgrund ihrer suggestiven Wirkungen auf Patient und Therapeut in Gefahr, selbsterfüllende Prophezeiungen zu produzieren, und ist von daher nicht akzeptabel als Methodik einer empirischen Wissenschaft.**

Freud war sich dieses Problems der Scheinbestätigung von Deutungen durch suggestive Wirkungen auf den Patienten schon früh bewusst. Seine Lösung des Problems bestand in der folgenden Argumentation (vgl. Grünbaum, 1988):

- Neurosen ließen sich nur durch Bewusstmachen der ihnen zugrunde liegenden unbewussten Konflikte dauerhaft beseitigen;
- nur die psychoanalytische Methode sei in der Lage, Patienten unbewusste Konflikte bewusst zu machen;
- insofern sei jeder Therapieerfolg eine Bestätigung, dass die Deutungen der Therapie korrekt gewesen seien.

Der Schluss von (1) und (2) auf (3) ist zwar korrekt, aber seine Voraussetzung ist falsch, weil es Spontanremissionen von Neurosen gibt, d. h. Heilung ohne jede Psychotherapie, geschweige denn Psychoanalyse. Dies wird heute von niemandem mehr ernsthaft bestritten und Freud selbst erkannte in späteren Jahren die Rolle von Spontanremissionen an. Damit kann aber ein Therapieerfolg nicht mehr als Bestätigung korrekter Deutungen gewertet werden. Dass damit seine ganze Argumentation zur Verteidigung der psychoanalytischen Methode der Theoriebestätigung zusammenbrach, hat Freud aber in seinen Schriften nie

thematisiert – er selbst hätte dies wohl als Verleugnung interpretiert.

Ein weiterer speziell für die Frage nach der Charakterbildung kritischer Punkt ist die methodenbedingte Beschränkung auf Erwachsene. Die frühe Kindheit wird aus den Erinnerungen Erwachsener an diese Kindheit rekonstruiert. Diese Erinnerungen können aber durch Erlebnisse nach der phallischen Phase unabsichtlich verfälscht sein. Empirische Untersuchungen zur Verfälschung der Erinnerung an frühere Ereignisse durch Erwartungen, was früher wohl passiert war, nachfolgende Erlebnisse und suggestive Fragen anderer haben überzeugend zeigen können, dass Erinnerungen weit von der Realität entfernt sein können (vgl. Bjorklund, 2000). Damit sind die aus psychoanalytischen Sitzungen rekonstruierten Daten über die Kindheit äußerst zweifelhaft.

► **Die klassische psychoanalytische Methodik der Persönlichkeitserklärung beruht auf Erinnerungen von Erwachsenen an Kindheitserlebnisse; dies ist wegen der bekannten Erinnerungsfehler inakzeptabel als Methodik einer empirischen Wissenschaft.**

Eher untergeordnet ist ein dritter Kritikpunkt zu sehen: die weitgehende Beschränkung auf neurotische Patienten. Charakterunterschiede bei neurotischen Patienten sind möglicherweise nur ein Teil der Charakterunterschiede in der gesamten Population. Von daher dürften die Daten verzerrt sein (z. B. Überrepräsentation konflikthafter Motive).

Auch wenn die klassische Psychoanalyse (definiert durch die klassische psychoanalytische Methodik der Theorieprüfung) empirische Daten nutzt, genügt ihre Methodik nicht den in ► Abschn. 1.2.1 dargelegten Kriterien einer empirischen Wissenschaft:

In den letzten Jahren gibt es vielfältige Versuche, die psychoanalytische Methodik zu erweitern, indem Therapeut-Patient-Interaktionen, aber auch normale soziale Interaktionen, vor allem zwischen Müttern und ihren Kindern, systematisch beobachtet werden und diese Daten psychoanalytisch interpretiert werden. Dabei wird zunehmend Wert auf die empirische Sicherung der Übereinstimmung der Interpretationen unabhängig arbeitender Beobachter gelegt. Hier nähert sich die Verfahrensweise der erfahrungswissenschaftlichen Methodik an.

■ Empirische Bewährung

Auch wenn die klassische psychoanalytische Methodik aus den genannten Gründen inakzeptabel für die empirische Persönlichkeitspsychologie ist, ist nicht auszuschließen, dass Freud und seine Nachfolger trotz inadäquater Methodik tatsächlich vorhandene Phänomene und Gesetzmäßigkeiten erkannt haben, die sich mit adäquater Metho-

dik empirisch bestätigen lassen. Mehrere Jahrzehnte lang bemühten sich deshalb Forscher, aus Freuds Gedankengebäude Aussagen abzuleiten, die sich mit den Methoden der empirischen Wissenschaften überprüfen lassen (vgl. z. B. Eysenck & Wilson, 1973; Fisher & Greenberg, 1977; Kiener, 1978; Kline, 1981; Masling, 1983).

Was persönlichkeitspsychologisch relevante Anteile der klassischen Psychoanalyse betraf, so gingen diese Überprüfungsversuche fast immer negativ aus, und zwar in zweierlei Hinsicht. Entweder war eine Überprüfung nicht sinnvoll möglich, weil die zu überprüfenden Konzepte zu schwammig definiert waren, um einer klaren Operationalisierung zugänglich zu sein (z. B. das Konzept der Libido). Oder eine Überprüfung war möglich, bestätigte aber nicht psychoanalytische Vermutungen. Hierzu gehört insbesondere Freuds Phasenlehre der frühkindlichen Entwicklung. Die primäre Bedeutung der oralen, analen und phallischen Stimulation in den entsprechenden Phasen ließ sich nicht nachweisen und für den Ödipuskonflikt bei Jungen bzw. den entsprechenden Konflikt bei Mädchen gibt es keine überzeugende empirische Evidenz: Weder lässt sich durch Interviewverfahren eine besondere Häufung von berichteter Kastrationsangst bzw. Penisneid im entsprechenden Alter nachweisen, noch gibt es einen klaren Beleg dafür, dass diese Emotionen in diesem Alter auf unbewusster Ebene besonders häufig wären (vgl. Roos & Greve, 1996).

Wenn sich auch manche physiologische Reaktionen, die später im Dienste der Sexualität stehen, schon sehr früh beobachten lassen (z. B. begleiten Peniserektionen regelmäßig ein bestimmtes Schlafstadium (REM-Schlaf) schon bei Säuglingen), spielen Vorformen der sexuellen Motivation bei Kindern eine viel geringere Rolle, als Freud annahm (vgl. z. B. Martinson, 1980). Theorien der Identifikation mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil sind unhaltbar, denn würden sie zutreffen, müssten Söhne ihrem Vater in ihrer Persönlichkeit (z. B. Werthaltungen) ähnlicher sein als ihrer Mutter und Töchter ihrer Mutter ähnlicher sein als ihrem Vater; das ist aber nicht der Fall (vgl. ▶ Abschn. 7.5.1).

Da Freuds Auffassung von der Charakterentwicklung auf durchweg falschen entwicklungspsychologischen Annahmen beruhte, ist es nicht erstaunlich, dass auch Überprüfungsversuche der nach Freud zu erwartenden Charakterkonsequenzen bestimmter Entwicklungsbedingungen fehlschlügen (vgl. Eschenröder, 1984). Zum Beispiel sollten nach psychoanalytischer Auffassung Kinder mit ausgeprägten Lippen-, Kiefer- oder Gaumenspalten, die nicht saugen konnten, weil sie ihre Mundhöhle wegen des Spalts nicht luftdicht verschließen konnten, schwere orale Frustrationen erleiden und später entsprechend gestört sein. Das ließ sich nicht bestätigen (vgl. Hartmann et al., 1972).

Weiterhin sollten Erwachsene, die als Kinder einer besonders strengen Sauberkeitserziehung ausgesetzt waren,

die entsprechenden Züge des analen Charakters zeigen (Ordnungsliebe, Sparsamkeit und Eigensinn); auch das ließ sich nicht bestätigen (vgl. Fisher & Greenberg, 1977; Kline, 1981). Insgesamt ist die Befundlage der empirischen Prüfungen von Freuds Annahmen über die Charakterentwicklung durchweg negativ. Keine der postulierten Beziehungen zwischen Bedingungen frühkindlicher Fixierungen und späterem Charakter konnten eindeutig empirisch bestätigt werden.

➤ **Freuds Auffassung der Charakterformung als Konsequenz der frühkindlichen Triebregulation erwies sich entweder als empirisch nicht prüfbar oder kann in den zentralen Annahmen als widerlegt gelten. Deshalb spielt sie in der heutigen empirischen Persönlichkeitspsychologie keine Rolle mehr.**

Als fruchtbarer für die empirische Persönlichkeitspsychologie hat sich dagegen Freuds Konzept unbewusster Prozesse und Abwehrmechanismen erwiesen. Inzwischen kann kein Zweifel mehr daran bestehen, dass der weitaus größte Teil der menschlichen Informationsverarbeitung faktisch unterhalb der Bewusstseinsschwelle verläuft und auch bei größter willentlicher Anstrengung nicht ins Bewusstsein geholt werden kann (vgl. Greenwald, 1992; Hassin et al., 2005). Nicht die Existenz unbewusster Prozesse ist heutzutage erklärungsbedürftig, sondern umgekehrt ist es eines der größten ungeklärten Probleme der Psychologie und der Neurowissenschaft, unter welchen Umständen welche Prozesse und Inhalte auf welche Weise überhaupt bewusst werden (vgl. ▶ Kap. 2.2). Das gilt insbesondere für motivationale Prozesse.

Abwehrmechanismen werden nach Freud sowohl gegenüber äußeren als auch gegenüber inneren bedrohlichen Reizen angewendet und zumindest im Erwachsenenalter sollten sich Menschen nach ihren typischen Abwehrstilen unterscheiden lassen. Tatsächlich unterscheiden sich Erwachsene deutlich und in recht stabiler Weise in ihrem Umgang mit bestimmten äußeren Bedrohungen, wobei sich die von Freud postulierten Abwehrmechanismen weitgehend wiederfinden lassen. Die Bewältigung äußerer Belastungen ist inzwischen ein bedeutendes Gebiet der empirischen Persönlichkeitsforschung geworden (vgl. ▶ Abschn. 4.4.3).

Freud selbst interessierte sich jedoch mehr für den Umgang mit inneren Bedrohungen – inakzeptablen Gedanken, Erinnerungen, Phantasien oder Handlungsimpulsen, die aus dem Es ins Bewusstsein drängten. Diese Art der Abwehr ist empirisch viel schwerer zu untersuchen, weil die Es-Inhalte, die die Abwehr auslösen sollten, im Gegensatz zu äußeren Bedrohungen nicht beobachtbar sind. Es gibt aber einige empirische Hinweise darauf, dass Ab-

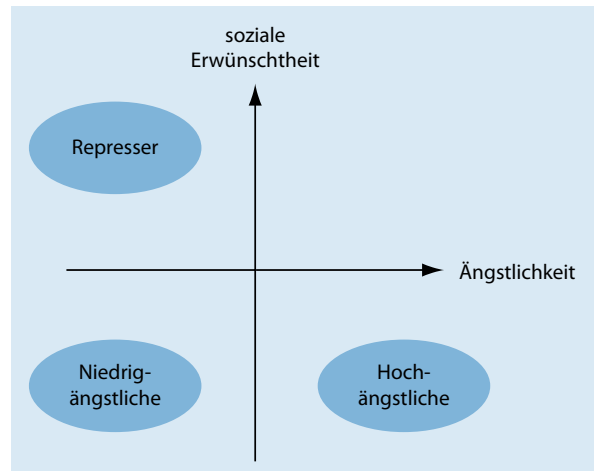
wehr innerer Bedrohungen tatsächlich stattfindet und dass sich Menschen im bevorzugten Abwehrstil inneren Bedrohungen gegenüber unterscheiden. Dies wird im Folgenden exemplarisch am Beispiel der Verdrängung erläutert.

Nach Freud ist die Verdrängung ein Abwehrmechanismus, der insbesondere gegenüber sozial unerwünschten sexuellen und aggressiven Triebimpulsen angewandt wird, die unvereinbar mit dem Über-Ich sind und daher vom Ich als inakzeptabel empfunden werden. Dies sollte vor allem für Menschen gelten, die danach streben, ein idealisiertes Selbstbild als „Mensch ohne Fehl und Tadel“ vor anderen und vor sich selbst aufrecht zu erhalten, um Ablehnung durch andere zu vermeiden. Sozial unerwünschte sexuelle und aggressive Impulse sind sehr bedrohlich für solche Menschen und sollten deshalb von ihnen abgewehrt werden, u. a. durch Verdrängung. Bei erfolgreicher Verdrängung sollten diese Menschen in Situationen, in denen sie Gefahr laufen, sich entgegen ihrem perfektionistischen Selbstbild zu verhalten, auf unbewusster Ebene in Konflikte geraten, bewusst aber keine Angst verspüren.

Weinberger et al. (1979) überprüften diese auf Freuds Annahmen beruhende Vorhersage empirisch. Zur Identifizierung von Menschen mit einem sozial erwünschten idealisierten Selbstbild verwendeten sie einen Fragebogen, die Soziale Erwünschtheitsskala (Social Desirability Scale; SDS) von Crowne und Marlowe (1964). Sie besteht aus einer Vielzahl von Fragen, die mit ja oder nein zu beantworten sind. Die Fragen beziehen sich entweder auf sozial erwünschtes, aber gänzlich unwahrscheinliches Verhalten (z. B. „Ich habe niemals mit Absicht etwas gesagt, was die Gefühle des anderen verletzen könnte“) oder auf sozial unerwünschtes, aber sehr wahrscheinliches Verhalten (z. B. „Ich bin manchmal ärgerlich, wenn ich meinen Willen nicht bekomme“). Je öfter die Fragen des ersten Typs bejaht und die Fragen des zweiten Typs verneint werden, desto stärker sollte die Tendenz zu einem sozial erwünschten, idealisierten Selbstbild sein.

Wie zahlreiche Experimente zeigten, streben Menschen mit hohen SDS-Werten eher danach, soziale Ablehnung zu vermeiden, als danach, soziale Anerkennung zu gewinnen (vgl. Millham & Jacobson, 1978). Zum Beispiel mogeln Personen mit hohen Werten im SDS eher als Menschen mit niedrigen SDS-Werten, um eine negative Bewertung anderer zu vermeiden, aber sie mogeln nicht stärker, wenn es darum geht, positive Anerkennung zu gewinnen.

Weinberger et al. (1979) vermuteten deshalb, dass Personen mit hohen Werten im SDS, die sich außerdem in einer Ängstlichkeitsskala als wenig ängstlich schildern (Represser), zur Verdrängung (engl. repression) innerer Bedrohungen neigen, während Personen, die sich als wenig ängstlich schildern und niedrige Werte in der SDS haben (Niedrigängstliche), nicht zu einer solchen Verdrängung



■ **Abb. 1.3** Operationalisierung von Repressern, Niedrigängstlichen und Hochängstlichen durch Werte in der SDS (Social Desirability Scale) und MAS (Manifest Anxiety Scale)

neigen. Zur weiteren Kontrolle verglichen die Autoren zudem beide Gruppen mit Personen, die sich hochängstlich schilderten und niedrige SDS-Werte hatten (Hochängstliche); vgl. ■ Abb. 1.3 für die Operationalisierung der drei Versuchsgruppen. Selbstbeurteilte Ängstlichkeit operationalisierten Weinberger et al. (1979) durch einen klassischen Ängstlichkeitsfragebogen, die MAS (Manifest Anxiety Scale; Taylor, 1953).

Zur Überprüfung ihrer Hypothese, dass Represser innerer Bedrohungen verdrängen, brachten Weinberger et al. (1979) alle Versuchspersonen in eine Situation, die eine solche Bedrohung potentiell hervorruft. Die Versuchspersonen sollten auf Sätze mit teilweise sozial unerwünschtem sexuellem oder aggressivem Inhalt so schnell wie möglich mit dem ersten Satz antworten, der ihnen in den Sinn kam („Satzassoziationstest“). Gemessen wurde bei jedem Satz u. a. die Reaktionszeit bis zur Antwort und die Erhöhung der Herzrate gegenüber einer neutralen Ruhebedingung (aufgefasst als Maße des inneren Konflikts). Wie erwartet reagierten die Represser in beiden Konfliktmaßen stärker als die Niedrigängstlichen und mindestens so stark wie die Hochängstlichen, gaben aber nach dem Experiment an, weniger Angst gehabt zu haben als Hoch- und Niedrigängstliche.

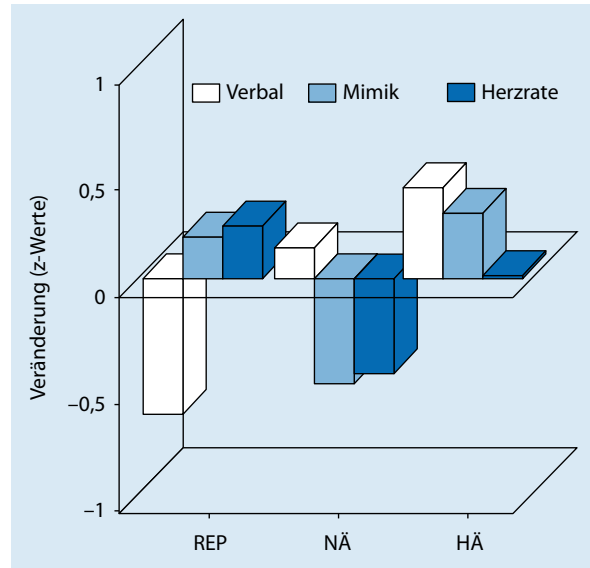
Asendorpf und Scherer (1983) konnten diese Ergebnisse replizieren und weiter präzisieren. Einerseits erfragten sie die Angst ihrer Versuchspersonen nicht nur nach, sondern auch vor dem Test, so dass sie den testspezifischen Anstieg der berichteten Angst erfassen konnten. Zweitens filmten sie ohne Wissen der Versuchspersonen deren Mimik und ließen diese Aufnahmen von Beurteilern bezüglich der gezeigten Angst einschätzen. ■ Abb. 1.4 zeigt die Veränderung der berichteten Angst, der Herzrate und der beurteilten mimischen Angst zwischen einer Ru-

hebedingung vor dem Test und dem Satzergänzungstest. Diese drei Konfliktindikatoren wurden in einem einheitlichen Maßstab ausgedrückt (z-Werte; vgl. genauer dazu ► Abschn. 3.2.2) und können deshalb in ihrer Stärke direkt miteinander verglichen werden. Die Represser berichteten über den geringsten Angstanstieg, zeigten aber einen leicht überdurchschnittlichen Anstieg in der Herzrate und der mimischen Angst; Niedriggängstliche hatten den geringsten Anstieg in Herzrate und Mimik; Hochgängstliche hatten einen mindestens durchschnittlichen Anstieg in allen drei Konfliktindikatoren.

Die Experimente von Weinberger et al. (1979) und Asendorpf und Scherer (1983) belegen zunächst nur, dass Represser eine Diskrepanz zeigen zwischen niedriger berichteter Angst und spontanem, unkontrolliertem Verhalten, was auf einen innerpsychischen Konflikt hinweisen könnte. Niedrig- und Hochgängstliche dagegen reagieren einheitlich schwach bzw. stark in spontanem und in kontrolliertem Verhalten. Allerdings kann nicht ausgeschlossen werden, dass Represser in diesen Experimenten zwar den Konflikt oder die hierdurch ausgelöste Angst wahrnahmen, dies aber einfach nicht zugeben wollten. In diesem Fall hätte gar keine Verdrängung stattgefunden, sondern eine bewusste Leugnung.

Nachfolgende Studien, die Represser, Niedriggängstliche und Hochgängstliche genauso operationalisierten, unterstützen die Hypothese, dass Represser defensiv mit negativen selbstbezogenen Gefühlen umgehen. So unterschätzen Represser die eigene Angst, nicht aber die Angst anderer (Derakshan & Eysenck, 1997), und erinnern sich schlechter an negative Beschreibungen der eigenen Person, wenn diese Beschreibungen anderen nicht zugänglich sind, nicht aber in Gegenwart anderer (Myers & Derakshan, 2004). Letzteres legt nahe, dass Represser aus Selbstschutz defensiv sind, nicht aber, um bei anderen einen guten Eindruck machen zu wollen. Offen bleibt aber auch in diesen Studien, ob es sich tatsächlich um Verdrängung oder nur um bewusste Leugnung handelt. Fest steht jedenfalls, dass Represser mit negativen Gefühlen und Situationen, die ihr idealisiertes Selbstbild bedrohen, defensiv umgehen.

Der Ansatz von Weinberger et al. (1979) wurde hier so ausführlich geschildert, um an einem Beispiel deutlich zu machen, dass die methodische Kritik am psychoanalytischen Paradigma nicht dazu verleiten darf, das Kind mit dem Bade auszuschütten und das ganze psychoanalytische Paradigma ad acta zu legen. Gerade die Theorie der Abwehr innerer Bedrohungen scheint es wert, viel genauer empirisch untersucht zu werden als es bisher der Fall ist (vgl. auch ► Abschn. 4.4.3). Gleichzeitig illustriert das Beispiel aber auch die Schwierigkeiten, die sich bei einer empirischen Verankerung psychoanalytischer Konzepte ergeben.



■ **Abb. 1.4** Veränderung verschiedener Konfliktindikatoren zwischen Ruhebedingung und Satzassoziationsstest im Experiment von Asendorpf und Scherer 1983 (aus Asendorpf & Scherer 1983; mit freundl. Genehmigung) (REP Represser, NÄ Niedriggängstliche, HÄ Hochgängstlich)

Freuds Annahme unbewusster Motive hat zu einer umfangreichen empirischen Forschung zu Unterschieden zwischen unbewussten motivationalen Themen und bewusst repräsentierten motivationalen Tendenzen geführt, nachdem unbewusste Themen durch projektive Tests operationalisiert wurden (vgl. ► Abschn. 4.4.1). Freuds Annahmen über unbewusstes, primär prozesshaftes Denken sind in die experimentelle Forschung zu impliziten Kognitionen auf der Basis automatischer Prozesse (z. B. implizite Einstellungen) eingeflossen (► Abschn. 2.2.4). Freuds Konzept der Übertragung (emotionale Gleichsetzung des Therapeuten mit einer Bezugsperson des Patienten, z. B. dem Vater) wurde in der empirischen Sozialpsychologie aufgegriffen und inzwischen dort systematisch untersucht, wenn auch weitgehend entkleidet von seinen triebpsychologischen Komponenten (vgl. Andersen et al., 1995). Das Konzept, dass mentale Repräsentationen früher Objektbeziehungen die weitere Entwicklung der Persönlichkeit und Beziehungen beeinflussen, wurde ursprünglich im Rahmen der Objektbeziehungstheorien entwickelt (vgl. Sandler & Rosenblatt, 1962). Es hat eine fruchtbare empirische Forschung zum Bindungsverhalten von der frühen Kindheit bis zum Erwachsenenalter angeregt, nachdem es gelang, Bindungsstile zu operationalisieren (vgl. ► Kap. 5.4).

► **Einige Konzepte des psychoanalytischen Paradigmas erwiesen sich als fruchtbar für die Persönlichkeitspsychologie, nachdem es gelang, diese Konzepte ausreichend empirisch zu verankern.**

Unerheblich für die empirische Bewährung der Psychoanalyse als Paradigma der Persönlichkeitspsychologie ist die Frage, ob die psychotherapeutische Technik der Psychoanalyse in empirischen Therapieerfolgsstudien Erfolge vorzuweisen hat oder nicht. Therapieerfolge einer Behandlungstechnik, die auf einer bestimmten Theorie des menschlichen Erlebens und Verhaltens beruhen, könnten auf Behandlungskomponenten beruhen, die mit dieser Theorie gar nichts zu tun haben. Zum Beispiel könnten die psychoanalytischen Deutungen völlig falsch sein, die Tatsache aber, dass dem Patienten irgendeine plausible Deutung seiner Probleme offeriert wird oder dass ein eindrucksvolles Ritual über lange Zeit hin vollzogen wird, könnte therapeutisch wirksam sein. Und selbst dann, wenn korrekte Deutungen stärker als inkorrekte Deutungen den Therapieerfolg fördern würden, würden dadurch bestenfalls klinisch relevante Annahmen der Psychoanalyse bestätigt, nicht aber ihre Annahmen über die in der Persönlichkeitspsychologie interessierenden nichtpathologischen individuellen Besonderheiten.

■ Bewertung

Das klassische psychoanalytische Paradigma ist von seiner Methodik her inakzeptabel für die empirische Persönlichkeitspsychologie. Viele seiner Grundbegriffe erwiesen sich als zu unscharf, um in empirischen Untersuchungen sinnvoll verwendet werden zu können, und Teile der Theorienbildung, z. B. die Phasenlehre der Entwicklung, sind empirisch unhaltbar. Andere Bestandteile des Paradigmas konnten empirisch verankert und dadurch für die empirische Persönlichkeitspsychologie fruchtbar gemacht werden. Insgesamt ist das psychoanalytische Paradigma deshalb als Paradigma – also als Einheit von Konzepten, Annahmen und Methoden – unbrauchbar für die empirische Persönlichkeitspsychologie, auch wenn sie Teile psychoanalytischen Gedankenguts heuristisch nutzen kann (d. h. hieraus Ideen für die Formulierung empirisch prüfbarer Hypothesen beziehen kann).

Aus dieser Bewertung darf nicht der Schluss gezogen werden, die Psychoanalyse (als psychologische Theorie) sei keine Wissenschaft. Es gibt z. B. den weiten Bereich der hermeneutischen (verstehenden) Wissenschaften (z. B. Literaturwissenschaften), die anderen Wissenschaftskriterien verpflichtet sind als die empirischen Wissenschaften. Ob die Psychoanalyse aber den Kriterien der hermeneutischen Wissenschaften genügt oder genügen sollte, lässt sich begründet bezweifeln (vgl. wieder Grünbaum, 1988). Auch würden sich viele Psychoanalytiker vehement gegen radikal-konstruktivistische Interpretationen der Psychoanalyse wehren, die in psychoanalytischen Interpretationen lediglich Konstruktionen einer fiktiven Realität von Therapeut und Patient sehen – Geschichten, auf die man

sich geeinigt hat (vgl. Spence, 1982). Diese Kontroversen spielen hier aber keine Rolle, weil es um die Eignung der Psychoanalyse als Paradigma der empirischen Persönlichkeitspsychologie geht.

Überraschenderweise war Freud der Meinung, die Psychoanalyse sei eine Naturwissenschaft. Zumindest aber in seiner zweiten Lebenshälfte scheint er so überzeugt von den Grundzügen seiner Theorie gewesen zu sein, dass er nicht mehr wirklich nach der empirischen Bewährung seiner Thesen aufgrund unabhängiger Überprüfung durch andere fragte. Diese Haltung ist nicht nur bei Psychoanalytikern weit verbreitet; so soll ein in Ehren ergrauter, empirisch orientierter Psychologe auf die Mitteilung einer Mitarbeiterin, dass die Daten seiner Theorie völlig widersprechen, gesagt haben: „Umso schlimmer für die Wirklichkeit!“

Typisch für eine orthodoxe, selbstüberzeugte und von daher von vornherein gegen jede Kritik immunisierte Haltung ist Freuds Antwort auf einen Brief von Rosenzweig, der ihm schrieb, er habe Freuds Thesen zur Verdrängung experimentell erhärten können. ► Unter der Lupe kontrastiert Freuds Antwort mit dem klassischen Credo des Naturwissenschaftlers, das Bertolt Brecht dem Galileo Galilei in den Mund legte.

Unter der Lupe

Orthodoxie vs. Aufklärung Freud antwortete auf Rosenzweigs Mitteilung, er habe das Verdrängungskonzept experimentell bestätigen können:

„Ich habe Ihre experimentellen Arbeiten zur Prüfung psychoanalytischer Behauptungen mit Interesse zur Kenntnis genommen. Sehr hoch kann ich diese Bestätigungen nicht einschätzen, denn die Fülle sicherer Beobachtungen, auf denen jene Behauptungen ruhen, macht sie von der experimentellen Prüfung unabhängig. Immerhin, sie kann nicht schaden.“ (zitiert nach Kiener, 1978, S. 1 200)

Brecht legte dem Galileo Galilei das klassische Credo des Naturwissenschaftlers in den Mund: „Ja, wir werden alles, alles noch einmal in Frage stellen. Und wir werden nicht mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts gehen, sondern im Schneckentempo. Und was wir heute finden, werden wir morgen von der Tafel streichen und erst wieder anschreiben, wenn wir es noch einmal gefunden haben. Und was wir zu finden wünschen, das werden wir, gefunden, mit besonderem Misstrauen ansehen. ... (Mit einem Zwinkern:) Sollte uns dann aber jede andere Annahme als diese unter den Händen zerronnen sein, dann keine Gnade mehr mit denen, die nicht geforscht haben und doch reden.“ (Brecht, 1967, S. 1 311)

? Fragen

- 1.7 Welche Beziehungen bestehen nach Freud zwischen den drei psychischen Instanzen und den drei Bewusstseinssebenen? (→ [Abb. 1.2](#))
- 1.8 Sind Es, Ich und Über-Ich Konstrukte im erfahrungswissenschaftlichen Sinn? (→ empirische Verankerung ist nicht gegeben)
- 1.9 Welche Beziehungen bestehen nach Freud zwischen den drei frühkindlichen Entwicklungsstufen und dem Charakter von Erwachsenen? (→ Konzept der Fixierung an Beispiel erläutern)
- 1.10 Was wehren Abwehrmechanismen wie ab? (→ Neurotische – moralische – Realangst, mindestens fünf Abwehrformen erläutern können)
- 1.11 Ist die klassische psychoanalytische Methodik akzeptabel als Methode der Erfahrungswissenschaft? (→ Problem der selbsterfüllenden Prophezeiung erläutern können)
- 1.12 Welche Bedeutung hat die Psychoanalyse für die heutige empirische Persönlichkeitspsychologie? (→ unbewusste Motive, implizite Kognitionen, Abwehrstile (Beispiel), frühe Objektbeziehungen spielen auch heute noch eine Rolle)

Mehr lesen

- Eschenröder, C.T. (1984). *Hier irrte Freud*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Grünbaum, A. (1988). *Die Grundlagen der Psychoanalyse: Eine philosophische Kritik*. Stuttgart: Reclam. Vgl. auch Grünbaum, A. (1986). Précis of "The foundations of psychoanalysis: A philosophical critique". *Behavioral and Brain Sciences*, 9, 217–284 (mit ausgiebigem Diskussionsteil).
- Westen, D., Gabbard, G.O., & Ortigo, K.M. (2008). Psychoanalytic approaches to personality. In O. John, R.W. Robins & L.A. Pervin (Eds.), *Handbook of personality: Theory and research* (3rd ed., pp. 61–113). New York: Guilford.

1.2.3 Empirische Persönlichkeitspsychologie

Nachdem wir anhand der Kritik der Alltagspsychologie und Psychoanalyse unseren Blick für die Anforderungen einer empirischen Wissenschaft geschärft haben, können wir eine erste Definition der Persönlichkeitspsychologie als empirische Wissenschaft versuchen:

Definition

Persönlichkeitspsychologie ist die empirische Wissenschaft von den individuellen Besonderheiten von Menschen in körperlicher Erscheinung, Verhalten und Erleben.

Diese Definition ist nahe an der alltagspsychologischen Vorstellung, stellt aber durch den Zusatz „empirische Wissenschaft“ hohe Anforderungen, weil Eigenschaften nunmehr empirisch verankert und Aussagen empirisch prüfbar sein müssen. Zudem muss der Begriff der „individuellen Besonderheit“ noch in dreierlei Hinsicht präzisiert werden.

1. **Zeitliche Stabilität.** Mit „individuelle Besonderheit“ sind zeitlich stabile Eigenschaften gemeint (körperliche Merkmale und Dispositionen), und der Grad der Stabilität muss quantifiziert werden: Wie hoch über welche Zeiträume – Tage, Monate, Jahre? Wie das möglich ist, wird im nächsten Kapitel gezeigt.
2. **Vergleich mit Referenzgruppe.** „Individuelle Besonderheit“ soll bedeuten, dass die betrachtete Eigenschaft zwischen Menschen überhaupt variiert, und zwar nicht zwischen beliebigen Menschen, sondern zwischen solchen ähnlichen Alters und gleicher Kultur. Denn es ergibt keinen Sinn, Persönlichkeitsunterschiede mit Altersunterschieden oder kulturellen Unterschieden zu vermischen. Die Vergleichsgruppe, mit der eine bestimmte Person verglichen wird, um so ihre individuelle Besonderheit zu beschreiben, wird die Referenzpopulation der Person genannt.
3. **Keine pathologischen Merkmale.** Pathologische Merkmale sollen ausgeschlossen sein, weil ihre Stabilität und Erklärung oft andersartig ist als bei nicht-pathologischen Normalvarianten der Persönlichkeit. In der Alltagspsychologie werden manchmal zwar auch pathologische körperliche Merkmale und Dispositionen, z. B. Blindheit, starke geistige Behinderung, Schizophrenie oder eine Spinnenphobie als Persönlichkeitseigenschaften betrachtet. Pathologische Eigenschaften werden aber in der Psychologie von der Klinischen Psychologie untersucht, die eine eigenständige psychologische Disziplin neben der Persönlichkeitspsychologie darstellt. Dabei ist es eine der Aufgaben der Klinischen Psychologie, zu definieren, wo die Normalität aufhört und die Pathologie anfängt (was oft nicht einfach ist). Es gibt also eine Arbeitsteilung zwischen Persönlichkeitspsychologie und Klinischer Psychologie: Persönlichkeitspsychologie beschäftigt sich mit Normalvarianten der Persönlichkeit, Klinische Psychologie mit pathologischen Störungen.

Persönlichkeitspsychologie lässt sich mit der Entwicklungspsychologie verbinden, indem nach Persönlichkeitsveränderungen im Verlauf des Lebens gefragt wird, und mit der Kulturvergleichenden Psychologie, indem nach der unterschiedlichen Variation von Eigenschaften in unterschiedlichen Kulturen oder nach der unterschiedlichen kulturellen Bedeutung dieser Variation gefragt wird; das wird in späteren Kapiteln geschehen.

Die Operationalisierung von Eigenschaften muss aber auch bei Fragestellungen zur Persönlichkeitsentwicklung oder zum Kulturvergleich immer bezogen auf eine alters- und kulturgleiche Referenzpopulation erfolgen. Das stimmt durchaus mit der alltagspsychologischen Sicht überein, wo niemand die Intelligenzleistung eines 3-Jährigen mit der eines 30-Jährigen vergleichen würde, um die Intelligenz des 3-Jährigen als Persönlichkeitseigenschaft zu charakterisieren; auch würde niemand auf die Idee kommen, die Lebhaftigkeit eines Sizilianers mit der eines Schweden zu vergleichen, um die Persönlichkeit des Sizilianers zu beschreiben (und wenn, dann nur als Stilmittel zur Übertreibung).

Damit sind wir soweit, eine relativ präzise Definition von Persönlichkeit und empirischer Persönlichkeitspsychologie zu geben:

Definition

Persönlichkeit ist die nichtpathologische Individualität eines Menschen in körperlicher Erscheinung, Verhalten und Erleben im Vergleich zu einer Referenzpopulation von Menschen gleichen Alters und gleicher Kultur. Persönlichkeit wird von der empirischen Persönlichkeitspsychologie erforscht, die den Anspruch hat, den Kriterien empirischer Wissenschaften zu genügen. Insbesondere wird gefordert, dass Persönlichkeitseigenschaften operationalisiert und persönlichkeitspsychologische Aussagen empirisch prüfbar sind.

? Frage

1.13 Mit welchen individuellen Besonderheiten beschäftigt sich die Persönlichkeitspsychologie nicht? Geben Sie Beispiele. (→ instabile Merkmale, nicht verhaltensrelevante körperliche Merkmale, pathologische Merkmale)

1.3 Anwendungen der Persönlichkeitspsychologie

Psychologisches Wissen verändert sich ständig durch den kontinuierlichen Wissenszuwachs aufgrund empirisch-psy-

chologischer Forschung. Dabei kommt nicht nur neues Wissen hinzu, sondern altes wird auch revidiert oder verändert interpretiert. Deshalb ist eine kontinuierliche Weiterbildung in Psychologie auch nach Abschluss der Ausbildung erforderlich. Persönlichkeitspsychologisches Wissen lässt sich hierbei in vielfältiger Weise für die Praxis nutzen. So ist die Persönlichkeitspsychologie die Grundlage vieler diagnostischer Verfahren, denn in der Psychologischen Diagnostik geht es oft um die Diagnose von Persönlichkeitseigenschaften (vgl. z. B. für einen Überblick Petermann & Eide, 2006). Diese Diagnosen werden dann in Beratung, Intervention, Prävention usw. genutzt. ■ Tab. 1.3 gibt eine Übersicht über wichtige (keinesfalls aber alle) Anwendungsmöglichkeiten.

In der Personalauswahl werden Bewerber bei der Personalauswahl aufgrund ihrer Fähigkeiten und z. T. auch weiterer Persönlichkeitseigenschaften ausgewählt (z. B. Extravertiertheit bei Mitarbeitern mit viel direktem Kundenkontakt), wobei ein Persönlichkeitsprofil der Bewerber in mehreren Persönlichkeitseigenschaften mit einem mehr oder weniger präzise bestimmten Anforderungsprofil verglichen wird. Je besser die beiden Profile übereinstimmen, desto eher ist der Bewerber für die zu besetzende Position geeignet. Bei der Personalentwicklung basieren Personalentscheidungen über den Aufstieg innerhalb eines Betriebes oder über die Entsendung zu Fortbildungsmaßnahmen zunehmend auf systematischen Leistungsbewertungen, z. T. auch unter Abgleichung des Persönlichkeitsprofils mit einem Anforderungsprofil (vgl. z. B. Schuler, 2005).

➤ Bei der Personalauswahl und Personalentwicklung wird die Persönlichkeit von Bewerbern mit einem Anforderungsprofil verglichen.

Beim zielgruppenorientierten Marketing richtet sich die Werbung an bestimmte Zielgruppen, die nicht nur über Alter, Bildung oder Beruf, sondern auch über Persönlichkeitseigenschaften wie z. B. ökologische oder politische Einstellungen, Homo- bzw. Heterosexualität oder Präferenzen der Nutzung bestimmter Medien (Print, TV, Internet, E-Mail usw.) definiert werden. Hierfür ist persönlichkeitspsychologisches Wissen über die jeweilige Zielgruppe nützlich (vgl. z. B. Felser, 2007).

➤ Marketing kann sich an Zielgruppen mit definierter Persönlichkeit richten.

Entsprechendes gilt, wenn Präventionsmaßnahmen im Gesundheitsbereich oder auch im Arbeitsschutz zielgruppengerecht gestaltet werden sollen. Wie lässt sich z. B. bei bestimmten Risikogruppen für AIDS die Akzeptanz von Präservativen erhöhen (vgl. für Anwendungen auf die Gesundheitspsychologie z. B. Renneberg & Hammelstein, 2006)?

Tab. 1.3 Einige praktische Anwendungen der Persönlichkeitspsychologie

Anwendung	Berufsfeld	Ausbildung
Personalauswahl und Personalentwicklung	Personalführung	Uni, FH
Zielgruppenorientiertes Marketing	Marketing	Uni, FH
Zielgruppenorientierte Prävention	Gesundheitswesen	Uni, FH
Individualisierte Beratung	Beratung	Uni, FH
Individualisierte Erziehung	Erziehung	Uni, FH
Individualisierter Unterricht	Unterricht	Uni, PH
Individualisierte Therapieplanung	Psychotherapie	Uni
Begutachtung der Fahrtauglichkeit	Verkehrswesen	Uni
Begutachtung vor Gericht	Rechtswesen	Uni
Profiling	Kriminalistik	Polizeidienst

➤ **Prävention kann sich an Zielgruppen mit definierter Persönlichkeit richten.**

Für eine erfolgreiche Beratung ist es unerlässlich, die Persönlichkeit der Beratungssuchenden einzubeziehen, seien es Kunden bei der Produktberatung, Eltern in der Erziehungsberatung, Paare in der Familienberatung oder Drogenabhängige in der Drogenberatung. In allen Fällen ist die Beratung wirksamer, wenn sie individualisiert durchgeführt wird, indem sie auf die Persönlichkeit abgestimmt wird (vgl. z. B. Warschburger, 2009).

➤ **Beratung sollte individualisiert durchgeführt werden unter Berücksichtigung der Persönlichkeit.**

Beispiel: „Individualisierte Beratung“

- Ist dem Kunden das Design wichtiger oder die Funktionsvielfalt?
- Wie kann ich dieser Mutter beibringen, dass es ganz in Ordnung ist, wenn ihr Kind nicht so gesellig ist wie sie selbst? Denn Kinder unterscheiden sich in ihrer Geselligkeit genauso stark wie Erwachsene.
- Sprechen religiöse Gründe bei diesem Paar gegen die Option einer Scheidung?
- Gibt es Hinweise darauf, dass dieser Drogenabhängige fähig ist, weiterhin alleine zu wohnen, oder sollte eher an betreutes Wohnen gedacht werden?

Entsprechendes gilt für die Erziehung insbesondere im Kindergartenbereich sowie an der Hochschule im Sinne des Mentoring von fortgeschrittenen Studierenden: Je mehr auf die Persönlichkeit eingegangen wird, umso erfolgreicher wird die Arbeit mit den Kindern oder den Studierenden sein. Wünschenswert wäre ein individua-

lisierter Unterricht auch für den gesamten Schulbereich und die unteren Hochschulsemester, was aber derzeit an der Unterfinanzierung des Bildungswesens scheitert, denn individualisiertes Erziehen und Unterrichten erfordert viel Zeit für den Einzelnen.

➤ **Erziehung, Unterricht und Mentoring sollten individualisiert durchgeführt werden unter Berücksichtigung der Persönlichkeit.**

In Psychotherapieerfolgsstudien hat sich die Passung der Persönlichkeit von Klient und Therapeut als ein wesentlicher therapeutischer Faktor herausgestellt, der oft wichtiger ist als die jeweils angewandte Therapietechnik. Deshalb sollte Psychotherapie ebenfalls möglichst individualisiert erfolgen, was eine individualisierte Therapieplanung erfordert. Da Persönlichkeitseigenschaften und Persönlichkeitsstörungen besonders therapieresistent sind, kann auch dieses Wissen Entscheidungen im psychotherapeutischen Kontext verbessern (vgl. z. B. Perrez & Baumann, 2011).

➤ **Psychotherapie sollte individualisiert durchgeführt werden unter Berücksichtigung der Persönlichkeit.**

Persönlichkeitspsychologisches Wissen fließt auch in Gutachten vor Gericht ein, z. B. über die Schuldfähigkeit oder das Rückfallrisiko eines Sexualstraftäters, oder über die Fahrtauglichkeit eines wiederholten Verkehrssünder (vgl. z. B. Kroeber & Steller, 2005). Beim Profiling wird die Suche nach möglichen Gewalttätern durch ein Persönlichkeitsprofil einzugrenzen versucht, das auf Basis der vorhandenen Spuren erfolgt (vgl. Musolf & Hoffmann, 2006).

➤ **In der Begutachtung vor Gericht und beim Profiling in der Kriminalistik wird persönlichkeitspsychologisches Wissen genutzt.**

Diese Beispiele vermitteln nur einen kleinen Einblick in die zahllosen Möglichkeiten, persönlichkeitspsychologisches Wissen in der Berufspraxis zu nutzen – bis hin zu exotischen Anwendungen wie z. B. Auswahl von Wissenschaftlern für mehrmonatige Aufenthalte auf engstem Raum in der Antarktis oder in Raumstationen.

In der Praxis psychologisch Ausgebildeter gehen Alltagspsychologie und Psychologie eine schwer zu trennende Liaison ein. Auf der einen Seite werden psychologische Kenntnisse wie die in diesem Buch erworbenen (hoffentlich) gezielt angewendet. Auch beeinflussen diese Kenntnisse das Handeln indirekt über ihren Einfluss auf die Alltagspsychologie, bis hin zu der zu Recht beklagten „professionellen Verbiegung“, bei der z. B. klinisch Ausgebildete in jedem Mitarbeiter und bei jedem in Scheidung begriffenen Bekannten einen Fall für eine Psychotherapie sehen, weil sie individuelle Besonderheiten oder Lebenskrisen generell für therapiebedürftig halten. Im Falle der Persönlichkeitspsychologie kann es zu einer arg verkürzten Wahrnehmung kommen, indem Mitarbeiter, Bewerber, Kunden und Klienten bevorzugt nach denjenigen Persönlichkeitseigenschaften eingeschätzt werden, die zum Zeitpunkt der Ausbildung oder gegenwärtig gerade *en vogue* sind.

➤ **In Wissenschaft und Berufspraxis gibt es die Gefahr einer professionellen Verbiegung der Alltagspsychologie.**

Das lässt sich nicht vermeiden, aber minimieren, indem eine gesunde Skepsis gegenüber Ausbildungsinhalten und dem derzeitigen wissenschaftlichen Erkenntnisstand schon in der Ausbildung vermittelt wird. Die beste Basis für eine solche gesunde Skepsis ist ein Bewusstsein von der Methodenabhängigkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse. Auch deshalb wird in diesem Buch großer Wert auf fundierte methodische Kenntnisse und eine Reflektion der grundlegenden Annahmen wissenschaftlicher Forschung gelegt.

Das beste Mittel gegen eine professionelle Verbiegung der eigenen Alltagspsychologie ist eine gesunde Skepsis gegenüber dem eigenen psychologischen Wissen, die auf dem Bewusstsein der Methodenabhängigkeit dieses Wissens beruht.

Der direkte Einfluss psychologischen Wissens auf das eigene Handeln ist dadurch begrenzt, dass selbst Vollblutwissenschaftler und ausgefuchste Praktiker in ihrer Berufspraxis zuerst einmal Alltagspsychologen sind. Unsere Alltagspsychologie können wir genauso wenig durch Promotion und Professur loswerden wie durch 30 Jahre Berufspraxis. Sie begleitet uns von Kindesbeinen an, geht

später eine Liaison mit der Psychologie ein, aber dominiert in dieser fragilen Beziehung allemal. Wir können unsere Expertise als Psychologen von Fall zu Fall zu Hilfe nehmen, aber immer nur vor dem Hintergrund der intuitiv und automatisiert ablaufenden Assoziationen, Bewertungen, Kategorisierungen und Schlussfolgerungen unserer Alltagspsychologie.

➤ **Die Alltagspsychologie dominiert auch in Wissenschaft und Berufspraxis.**

? Frage

1.14 Ein Wissenschaftler führt eine Studie an 100 Personen als Beleg seiner These an, dass Schönheit und IQ nicht zusammenhängen, ein Praktiker seine jahrzehntelange Erfahrung in der Personalauswahl, dass es einen positiven Zusammenhang gibt. Wer hat Recht? (→ Urteil des Praktikers beruht auf horizontaler Kopplung von Schönheit und IQ, individuelle Erfahrung ist in empirischer Wissenschaft irrelevant.)

Mehr lesen

Petermann, F. & Eide, M. (2006) (Hrsg.). *Handbuch der Psychologischen Diagnostik*. Göttingen: Hogrefe.
Weber, H. & Rammsayer, T. (Hrsg.) (2005). *Handbuch der Persönlichkeitspsychologie und Differentiellen Psychologie*. Kap. VIII: Die Relevanz von Persönlichkeitsmerkmalen in den zentralen Anwendungsgebieten der Psychologie. Göttingen: Hogrefe.



<http://www.springer.com/978-3-642-30263-3>

Psychologie der Persönlichkeit

Asendorpf, J.B.; Neyer, F.J.

2012, XIII, 455 S. 144 Abb. Mit Online-Extras., Hardcover

ISBN: 978-3-642-30263-3